



Verantwortung

Es ist genau das eingetreten, wovor «manche Leute» gewarnt hatten: An der Veröffentlichung des Jenny-Interviews im «redaktionellen Teil» der Jubiläumsnummer, die doch eigentlich das Einigen hätte hervorheben sollen, haben sich höchst unerfreuliche — und wie mir scheint, unsinnige Polemiken entzündet. Die Sezierung der Nummer, für die Siegfried Stuffer die Verantwortung zu übernehmen scheint, ist eine seltsame Form, ein angeblich bestehendes «gentleman agreement» zwischen dem Pressereferenten und jenen Mitgliedern des alten und neuen Vorstandes, die das Interview nicht mit einer Nummer zum zehnjährigen Bestehen der SH verquickt wissen wollten, zu honorieren. Sie wird sehr vielen unverständlich bleiben.

Nun hat ein gewisser Herr «-c-» in den «Dolomiten» vom 20. Jänner in die Schnitte dieser Operation Spaltkeile getrieben, dem Pressereferenten, der die Idee mit dem Jenny-Interview gehabt hat, Gesinnungsaffinität mit dem Interviewten unterstellt und Mißbrauch des SH-Blattes für seine Ansichten vorgeworfen und zudem aufmerksam gemacht, die SH habe mit der Veröffentlichung dieses Interviews ihre unabhängige Stellung gegenüber Parteiströmungen aufgegeben. Stuffer habe mit Unterstützung einiger «unterschwellig-

ger Elemente» gehandelt. Da nicht angegeben wird, wer diese Elemente sind (ich weiß auch nicht, was man darunter verstehen soll), und andererseits erklärt wird, Stuffer könne die Verantwortung für seinen Schritt gar nicht übernehmen, weil sein Name nicht unter «Verantwortlich für den Inhalt» stehe, so liegt der Schluß nahe, daß wohl du der «Verantwortliche» — zumindest «unterschwellig» seine Hand im Spiele gehabt habe.

Dazu muß ich denn doch einmal klar und deutlich sagen, daß ich «Verantwortlich für den Inhalt» im Sinne des Pressegesetzes bin, aber kein Zensorenamt ausübe, was wir seinerzeit dem «Verantwortlichen» auch nicht zugestanden hätten.

Der «Skolast» wird vom Redakteur bzw. von dessen Mitarbeitern gestaltet, die Verantwortung für die Gestaltung des Blattes liegt aber letzten Endes beim Vorstand der Südtiroler Hochschülerschaft, die als Herausgeber aufscheint. Im Vorstand sitzt ein Pressereferent, der an die kollegialen Entscheidungen des Vorstandes gebunden ist, da die Statuten als Organe der SH nur Vorstand und Präsident ausweisen und die Referate nicht von der Vollversammlung als Mandate den jeweiligen Bewerbern übertragen, sondern innerhalb des Vorstandes aufgeteilt wer-

den. Ich halte es lediglich für meine Pflicht, den gegenüber der Vollversammlung verantwortlichen Vorstand auf eventuelle Folgen aufmerksam zu machen, die sich aus der Veröffentlichung von Artikeln für die Hochschülerschaft ergeben könnten, vorausgesetzt, daß ich die Artikel zu sehen bekomme, was bisher leider nicht immer der Fall war, auch nicht bei der «Erklärung» des Pressereferenten in der letzten Nummer.

Dagegen, daß eine Studentenzeitschrift Interviews mit Politikern veröffentlicht, ist m. E. nichts einzuwenden, wenn man in der Auswahl nicht einseitig vorgeht. Der Vorstand mußte allerdings die Frage klären, ob durch die Veröffentlichung des in Frage stehenden Interviews die SH nicht in die — sowieso unerquicklichen — parteiinternen Auseinandersetzungen hineingezogen würde und was man tun müßte, um falsche Interpretationen zu vermeiden.

Die Art und Weise, wie in dem fraglichen Fall diese Aufgabe gelöst wurde, erscheint zumindest diskutabel. Meinungsfreiheit und demokratische Reife sind eben zarte Pflänzlein, die in Südtirol sich nur langsam entwickeln. Sie bedürfen geduldiger und kluger Gärtner.

Rainer Seberich

Zum Titelbild:

Alt-Boznerin - Aquarell von Rudolf Stolz im Besitz der Familie Heinz Zelger, Dientheim.

Sie kommt wohl aus der Franziskamerkirche und geht durch den Obstmarkt nach Hause. In tiefer Innerlichkeit und Sammlung hält sie die Augen beinahe geschlossen. Diese Innerlichkeit wird sich auch während des Tages nicht ganz verlieren. Ist auch in der schwarz-weiß Reproduktion die Wärme und Harmonie der Farben verlorengegangen, so bleibt doch das Bild der Frau Tirols, der man Verehrung und Zuneigung entgegenbringen muß.

An dieser Nummer haben mitgearbeitet:

Dr. Viktor Guarda
Dr. Hansjörg Kucera
Dr. Rainer Seberich
Siegfried Stuffer
Hans Wielander
Redaktion: Pepi Zelger

Inhaltsverzeichnis

TITELBILD: »Alt-Boznerin« von Rudolf Stolz	1
VERANTWORTUNG: Dr. Rainer Seberich	2
SÜDTIROL - EIN KULTURRAUM? Dr. Egon Kühebacher	3
10 JAHRE SÜDTIROLER HOCHSCHÜLERSCHAFT: Dr. Hansjörg Kucera	3
»TIROLER« Bild von Hubert Zanol	5
DER FAHRENDE SKOLASTIKUS: Pepi Zelger	8
ZÜRCHER IMPRESSIONEN: Peter Baumgartner	8
SHETLAND, REISEBESCHREIBUNG: Peter Baumgartner	9
NACHDENKLICHES UND BERECHNENDES DENKEN: Univ.-Prof. Dr. Hans Windischer	10
DIE EULE BLINZELT: Guarda, Raffener, Stuffer, Zelger	12
DIE »MORALISCHE AUFRÜSTUNG« IN SÜDTIROL: Dr. Viktor Guarda	14
ZUR KRISE DES HUMANISMUS: Gudrun Bürmann	16
SISYPHOS VERACHTET: Pepi Zelger	16
»TIROLER SÄNGERPAAR«, Karikatur: Paul Flora	17
LEHRAMTSPRÜFUNGEN: Dr. Rainer Seberich	18
Dr. Raimund Senoner	18
UNIVERSITÄT BOZEN	19
ZUM JENNY-INTERVIEW: Arnold Unterkircher	20
»DIE ATTENTÄTER« Zeichnung von Paul Flora	21
ZUM ARTIKEL: »10 Jahre Tabu«: Edgar Lorenzi	21
Alexander Langer	21
RÜBEZAHL: Gedicht von Dr. Heinz Ritter	23
Holzschnitt von Efriede Buttkereit	23
DER SÜDTIROLER AKADEMIKER UND SEINE HEIMAT: Josef Ties	24
VORSCHAU: Präsident Heinz Zanon	25
VOLLVERSAMMLUNG 1965: Alexander Langer	26
ANSCHRIFTEN DER VORSTANDSMITGLIEDER	27

Südtirol ein Kulturraum?

Wir müssen uns zunächst die Frage stellen, was denn überhaupt Kultur ist. Obwohl darüber viel gedacht und geschrieben wurde, gibt es selbst gebildete Leute, die sich unter Kultur alles mögliche vorstellen, jedoch nicht imstande sind, auf diese Frage eine klar formulierte Antwort zu geben. Ein Gebildeter unserer Heimat erklärte mir z. B. einmal, zur Kultur gehörten alle Arbeiten und Schöpfungen des menschlichen Geistes, die nicht im Dienste der Wirtschaft stünden. Diese Meinung hat gewiß manches Richtige an sich, ist aber zu einseitig und kann den Begriff keineswegs fassen, denn selbst unsere Schulen und Musikkapellen, die von dem besagten Gebildeten als «Inbegriff unserer Kultur» bezeichnet wurden, stehen heute weitgehend im Dienste der Wirtschaft. Man lernt in der Schule vornehmlich Dinge, die man einmal im Leben «brauchen kann», d. h. Fertigkeiten, die man beherrschen muß, wenn man im Existenzkampf nicht zertreten werden will; Literatur, Philosophie, Geschichte u. dgl. lernt man vor allem deswegen mit, um in gebildeten Kreisen gesellschaftsfähig zu sein. Und die Musikkapelle hat mancherorts überhaupt keinen Selbstzweck mehr und ist lediglich da, den Sommergästen unterhaltsame Konzerte zu bieten. Man bekommt manchmal den Eindruck, daß die Kultur nur dann wert ist, gepflegt zu werden, wenn sie — grob gesagt — ein gutes Mittel zum Geldverdienen darstellt, ja es gibt sogar Leute, die den Begriff so eng fassen, daß sie darunter ausschließlich jene kulturellen Werte verstehen, die ihrem Säckel und jenem der Gemeinde, der Provinz und des Staates eine mehr oder weniger große Dreingabe verschaffen. Zu diesen Werten gehören vor allem die Schulen, die man besuchen muß, wenn man einen ertragreichen Broterwerb ergattern will und nicht zuletzt rechnet man dazu auch die Musikkapellen, Volkstanz- und Jodlergruppen, die in ihren schönen Trachten die Herzen unserer geschätzten Feriengäste gewinnen. Die richtige Wertordnung ist heute geradezu auf den Kopf gestellt worden: die Wirtschaft ist nicht mehr die Dienerin, sondern die Herrin der Kultur. Wenn man sieht, mit welcher kleinen Teilen des Jahresbudgets in den meisten Staaten die Kultur gefüttert wird, erlebt man, wie wahr diese Erkenntnis ist.

Kultur ist unendlich viel mehr als das, was man landläufig darunter versteht. Sie ist die Gesamtheit der Ausdrucks- und Lebensformen einer bestimmt abgrenzbaren, historisch gewordenen Gemeinschaft. Kulturgemeinschaft ist Volksgemeinschaft. Wir erkennen das Wesen eines Volkes nicht aus den Ergebnissen der Abstammungs- und Rassenforschung — was man uns einmal vormachen wollte! —, sondern aus Sprache, Sitte, Hausbau, Gerät, Tracht, Lied, Dichtung, Kunsthandwerk und religiösen Formen. Diese Kulturäußerungen verknüpfen die Menschen als denkende Wesen am engsten und nur sie lassen uns das Wesen eines Volkes erkennen. Die gemeinsame Kultur bindet Menschen unvergleichlich verpflichtender zu Gemeinschaften zusammen als die gemeinsame Staatsbürgerschaft. Diese ist ein Stück Papier, das von heute auf morgen geändert werden kann, jene hingegen ist lebendig gewachsen und hat ein heiliges Recht auf Leben. Leben heißt aber Weiterentwicklung und zwar organische Weiterentwicklung. Ohne Weiterentwicklung versteinert jede Kultur. Eine organische Weiterentwicklung gibt es aber nur dann, wenn jeder Einzelmensch und jede Gemeinschaft jenseitig ganz erreichbaren Ideal zustreben, in dem sie

(Fortsetzung nächste Seite)



Dr. Franz
von Walther
beim Festvortrag

Zehn Jahre Südtiroler Hochschülerschaft

Was die Südtiroler Hochschülerschaft seit ihrem Bestehen für uns Studenten und für unsere Heimat bedeutet hat und weiterhin bedeuten wird, ist anlässlich der Zehnjahresfeier so oft hervorgehoben worden, daß es an dieser Stelle nicht mehr wiederholt zu werden braucht. Schließlich sind wir ja schon vor der Feier vom bedeutsamen Wert unserer Vereinigung überzeugt gewesen, was nun keineswegs mit überheblichem Selbstlob und gönüßlicher Selbstbeweihräucherung verwechselt werden soll.

Im Mittelpunkt der Feier, die am Stephanstag im Prunksaal der Handelskammer stattfand, stand denn auch ein Festvortrag des ersten Präsidenten unserer Vereinigung, Dr. Franz von Walther, der weniger darum bemüht war, Daten, Leistungen und Veranstaltungen der Südtiroler Hochschülerschaft aufzuzählen, sondern den Versuch unternahm, die vielfältigen Aufgaben und den Standort der Südtiroler Hochschülerschaft zu bestimmen.

So erhielten die zahlreich erschienenen Ehrengäste und Vertreter des öffentlichen Lebens, von denen Landeshauptmann Dr. Magnago, der Präsident des Südtiroler Kulturinstitutes Dr. Fritz Egger, sowie Dr. Edmont Jenny — auf sein ausdrückliches Ersuchen hin — Grußworte sprachen, durch den gediegenen Festvortrag einen lebendigen Eindruck von der Art und Weise, wie sich die überwiegende Mehrheit der Südtiroler Hochschüler zu ihren wichtigsten grundsätzlichen Problemen stellt.

Im folgenden soll ein kurzer Überblick über den Vortrag von Dr. Franz von Walther gegeben werden, wobei allerdings jene Abschnitte übergangen werden, bei denen Themen zur Sprache gebracht wurden, die bereits im Aufsatz von Dr. Franz von Walther in der Jubiläumsnummer des «Fahrenden Skolasten» behandelt wurden (dies betrifft vor allem die Studien-

Nach einleitenden Worten, in denen kurz die vielen Schwierigkeiten geschildert wurden, denen die kaum gegründete Südtiroler Hochschülerschaft gegenüberstand und zu deren Überwindung vor allem Hochw. Ferrari wesentlich beitrug, kam der Festredner auf das Problem des Weltanschaulichen zu sprechen, das damals wie auch heute von einer entscheidenden Bedeutung ist. Hierzu sagte Dr. Franz von Walther wörtlich: »Dieses von Freundschaft, Vertrauen und Zuversicht bestimmte Verhältnis zwischen Hochschülerschaft und Hochw. Ferrari wirkte sich auch entscheidend auf das Weltanschauliche aus.

Um es einmal ganz offen zu sagen: Der Hochschüler, der studiert und denkt und ein offenes Herz hat, erfährt vielleicht am intensivsten, wie sich Religion und Kultur immer mehr auseinandergelöst haben. Er tut sich meist besonders schwer, das rechte Verhältnis zu Kirche und Christentum zu finden. Da er dank seiner Jugend im allgemeinen noch unbedürftlich christlich und nicht hochliterarisch ist, lehnt er sich auf gegen alles, was seine moralischen und philosophischen Vorstellungen enttäuscht. Als jugendlicher Mensch ist er naturgemäß kompromißlos. Deshalb ist er unduldsam und hart gegenüber menschlichem Versagen.

Ist es aber nur seine Schuld, wenn er in seiner Kritik, in seinen Angriffen oft erschreckend radikal und verletzend erscheint? Ist es vielleicht nicht eher der verflachte, pedantische und vor allem lieblose Traditionskatholizismus, der ihm den Zugang zum eigentlichen Christentum so schwierig macht? Der ihm den Blick für die Tatsache trübt, daß die Kirche vor allem eine Botschaft der Freude zu verkünden hat? Die meisten von uns haben diese Phase des Protestes oder der stummen Ratlosigkeit durchgemacht. Was unseren damaligen Prejudizskreis betrifft, so glaube ich für viele sagen zu können, daß wir aus diesen Schwierigkeiten wohl erst viel später — wenn überhaupt! — herausgefunden hätten, wäre uns nicht in Hochw. Ferrari ein Mensch begegnet, der unsere suchende Ehrlichkeit schätzte und unsere innersten Anliegen verstand. Trotz der vielfältigen Aufgaben, die ihn manchmal fast zu erdrücken drohten, war er in allem und vor allem der Seelsorger geblieben und zwar im höchsten Sinn des Wortes. Auch hierin niemals aufdringlich, wirkte er am stärksten durch seine echte, christliche Humanität.

Im Umgang mit Hochw. Ferrari erlebten alle, deren Organ für das Religiöse nicht gänzlich verkümmert war, ein tieferes, wesentlicheres Christentum: Ein Christentum, das sie vorher kaum geahnt hatten, das aber ihrer verborgenen Sehnsucht entsprach.

Hochw. Ferrari wußte wohl, daß man der weltanschaulichen Not vieler Hochschüler nicht einfach »beikommen« konnte, indem man sich durch die Beifügung »katholisch«, die im Statut hätte aufscheinen sollen, über die wirkliche Lage hinwegtäuschte.

Für eine »katholische« Hochschülerschaft gab es und gibt es auch heute nur zwei Möglichkeiten!

Die erste Möglichkeit ist die: Man nimmt den katholischen Namen ernst und erblickt darin mehr als einen landesüblichen Anstrich. In diesem Fall dürfte freilich der Verband nur jene Universitätsstudenten erfassen, die sich im Besitz ihres Glaubens so gut wie sicher wähnen. Zugleich würde man aber damit nicht nur jene Hochschüler, die manchmal in einem unduldsamen Antiklerikalismus verfangen zu sein scheinen, vom Dialog völlig ausschließen, sondern auch die vielen Suchenden und Fragenden der Seelsorge entziehen.

Die zweite Möglichkeit wäre hingegen die, daß man den katholischen Namen insofern hinnimmt, als man die Religion, den oft rein völkisch verstandenen »Väterglauben«, sozusagen als geistige Tracht, als Bestandteil des tirolischen Brauchtums ansieht. Dem wahren Christentum wäre damit freilich sehr wenig gedient.

Schon damals war es also klar, daß sich die Südtiroler Hochschülerschaft nicht einen Namen geben durfte, welchen nur ein Teil ihrer Mitglieder als verpflichtend empfunden hätte. Die pluralistische Lösung, die sich schließlich behauptete, war die ehrlichste, weil sie den tatsächlichen Verhältnissen entsprach. Daß sie auch der seelsorglichen Betreuung keineswegs hinderlich, sondern förderlich war, beweist das Wirken des unvergeßlichen Pater Hugo Montjoye, unseres ersten Hochschulseelsorgers. Es ist dieser pluralistischen Formel zu verdanken, wenn P. Montjoye gerade auch solche Hochschüler ansprechen konnte, die einer betont katholischen Hochschülerschaft niemals beigetreten wären. Durch seine lebenswürdige und aufgeschlossene Art hat P. Montjoye als Seelsorger viel mehr erreicht, als es durch organisierte Methoden möglich gewesen wäre.

Durch offenerzigere Aussprachen ist es damals auch immer gelungen, alle Mißverständnisse auszuräumen, welche das gute Verhältnis zwischen Hochschülerschaft und Kirche hätten stören können. Unduldsamkeit haben wir eigentlich mehr von weltlicher Seite erfahren (wobei ich keineswegs vorallgemeinern möchte). Politische Intoleranz und opportunistischer Klerikalismus sind vor allem weltliche Laster.

Über die weitere Entwicklung, die die Südtiroler Hochschülerschaft auf diesem Gebiet bis zum heutigen Tag durchgemacht hat, weiß ich natürlich nur oberflächlich Bescheid. Vor

die volle Entfaltung ihrer Eigenart finden.

Erste Voraussetzung einer lebendigen Weiterentwicklung ist der Bestand der historisch gewordenen Gemeinschaft, der Volksgemeinschaft. Die Gemeinschaft ist der Träger der Kulturäußerungen. Jede große Volks- oder Kulturgemeinschaft besteht aus vielen untergeordneten Kulturgemeinschaften, die ebenfalls historisch geworden sind und deren Gesamtheit einen lebenserfüllten Organismus darstellt. Die deutsche Kulturgemeinschaft zeigt eine beinahe beispiellose Vielfalt von kleinen und kleinsten Gemeinschaften, die sich gegenseitig beeinflussen, sich zu größeren Gebieten zusammenschließen und in der deutschen Kulturgemeinschaft vereinigt sind, die sich in die noch höhere Ordnung der abendländischen Kulturgemeinschaft eingliedert.

Am deutlichsten zeichnet sich diese Vielschichtigkeit im Spiegel der Sprachgeographie ab. Die Sprache ist die sinnfähigste Kulturäußerung. Die Repräsentantin der gesamtdeutschen Kulturgemeinschaft ist unsere Hochsprache. Sie gilt im gesamten Raum, den wir als deutschen Kulturraum bezeichnen. Darin erkennt man deutlich ein nieder-, mittel- und oberdeutsches Sprachgebiet. Die nördliche Grenze unserer oberdeutschen Sprache ist die Main-Linie. Im oberdeutschen Gebiet zeichnet sich der Geltungsraum des Bairischösterreichischen ab und innerhalb davon unser Tiroler Sprachraum. Selbst im kleinen Tirol erkennen wir noch weitere untergeordnete Räume, z. B. das Gebiet westlich und östlich der ungefähren Achse Innsbruck—Bozen, das Gebiet der Hochtäler an beiden Abdachungen des Alpenkammes, das diese umgebende Gebiet des breiten Inn- und Etschtales usw. Diese »Großgebiete« des Tiroler Sprach- und Kulturraumes setzen sich wieder zusammen aus den Talgemeinschaften und endlich zeigt die Sprachgeographie, daß auch die einzelnen Talabschnitte, ja manchmal sogar die einzelnen Ortschaften Eigenheiten aufweisen. Nicht nur die gesamtdeutsche Gemeinschaft, sondern auch die oberdeutsche, die bairischösterreichische, die tirolische und die dieser untergeordneten Tal- und Ortsgemeinschaften sind historisch geworden und notwendig für das Leben des gesamtdeutschen Kulturorganismus. Das Kulturgut der kleinen und kleinsten Gemeinschaften bildet den Nährboden für die überregionale, gesamtdeutsche Kultur. Wer von uns ein wirklich gebildeter Deutscher sein will, muß auch in der Kultur des oberdeutschen und bairischösterreichischen Raumes verwurzelt sein, er muß auch ein Tiroler, ein Angehöriger seiner Tal- und Ortsgemeinschaft bleiben. Das bedeutet z. B., daß einer, der behauptet, seine Muttersprache gut zu beherrschen, auch in den lebendig gewachsenen Sprachebenen der kleinen Gemeinschaften, denen er angehört, daheim sein muß: in der Ortsgemeinschaft hat die Ortsmundart ihre Berechtigung, in der Talgemeinschaft eine etwas abgeschliffene Teilmundart, in der Landesgemeinschaft die tirolische Umgangssprache, südlich der Donau-Linie die bairischösterreichische Umgangssprache, südlich der Main-Linie die oberdeutsche Sprechweise und nördlich davon die genannte Hochsprache. Die Hochsprache hat den größten Geltungsraum, die Umgangssprachen und die Mundarten hingegen gelten nur in den untergeordneten Gemeinschaften. Erst das Zusammen der verschiedenen Schichten, die schematisch drei Ebenen bilden, nämlich Hochsprache—Umgangssprache—Mundart, bilden das muttersprachliche Ganze und das Ganze einer Kultursprache. Und wie eine Kultursprache nur dann lebensfähig bleibt und der Gefahr entrinnt, eine reine Kunstsprache zu werden, wenn sie mehrere Schichten hat und diese sich ge-



Hubert Zanol:
Freude und Leid
Tirols

genseitig beeinflussen, so bleibt die gesamte Kultur unserer deutschen Kulturgemeinschaft ebenfalls nur dann lebendig, wenn jeder Deutsche auch in der Kultur der untergeordneten Gemeinschaften verwurzelt bleibt. Nur so ist eine lebendige Weiterentwicklung möglich.

Soll sich aber die Kultur der kleinen Gemeinschaften organisch weiterentwickeln, so müssen diese bestehen bleiben. Es lebt noch das Gefühl der kulturellen Zusammengehörigkeit im oberdeutschen und im bairisch-österreichischen Raum (Gegensatz Bayern-Norddeutsche), das historisch gewachsene Tiroler Volk scheint sich aber seit 1918 nicht mehr als Kulturgemeinschaft zu fühlen. Damals wurde Tirol politisch in drei Teile zerlegt, jedoch nicht in drei Kulturgemeinschaften. Nord-, Ost- und Südtirol sind geschaffene politische Räume, aber nicht gewachsene Kulturräume. In welche untergeordnete Räume Tirol zerfällt, zeigt die Kultur- und Sprachgeographie und wurde oben kurz angedeutet. Was wir heute als Südtirol bezeichnen, war nie ein Kulturraum! Unsere Tiroler Kulturgemeinschaft wurde nicht von den Friedensvätern im Jahre 1918 zerrissen, sondern von uns Tirolern selbst! Durch eine Staatsgrenze allein kann in unserer Zeit ein Kulturraum nicht gespalten werden, die gewalttätigen Zerreißer sind wir selbst. Wir bemühen uns geradezu, aus dem politischen Raum Südtirol einen in sich geschlossenen Kulturraum zu drechseln. Es wird vom «Südtiroler Volk», vom «Südtiroler Kultur», «Südtiroler Mundart», «Südtiroler Kunst», «Südtiroler Malerei», «Südtiroler Dichtung», vom «Südtiroler Volkslied», «Südtiroler Bauernhaus», «Südtiroler Brauchtum» usw., ja sogar vom «Kulturraum» und vom «Land Südtirol» gesprochen! Da muß nicht nur jeder Fremde, sondern auch bald jeder Einheimische den Ein-

druck bekommen, die Alpensüdseite Tirols sei wirklich ein in sich geschlossener Kulturraum. Mit Gewalt kapseln wir uns von der übrigen Tiroler Kulturgemeinschaft ab, weil wir nicht begreifen wollen, daß für uns denkende Wesen die gemeinsame Kultur unvergleichlich verbindender und verpflichtender ist als die gemeinsame Staatsbürgerschaft. Dabei haben wir noch den Mut zu jammern, die politischen Machthaber hätten unser Land zerrissen. Das Land wurde und kann nicht durch einen Vertrag zerrissen werden, weil ein Land ein Kulturraum ist; es wurde bloß (ob mit Recht oder nicht, ist in diesem Zusammenhang gleichgültig) zwei Staatsoberhoheiten zugeteilt. Obwohl der Faschismus sich bemühte, der Alpensüdseite des Landes ein anderes Gesicht zu geben, gelang es ihm nicht, und noch heute lebt nördlich und südlich des Alpenkamms dasselbe Tiroler Volk. Freilich bilden die arg italienisierten Städte schwärende Wunden am Volkskörper; das berechtigt uns aber nicht, diesen blutenden Körperteil zu amputieren und daraus einen neuen Körper zu «schaffen». Volksgemeinschaft ist Kulturgemeinschaft und Land ist Kulturraum. Beides kann nicht durch eine Staatsgrenze geteilt werden. Es ist auch nicht richtig, wenn z. B. in Innsbruck in eindrucksvollen Reden gesagt wird: «Die Südtiroler sind ein Volk, das einen vierzigjährigen Leidensweg hinter sich hat...»; die einzig richtige Formulierung wäre: «Wir Tiroler sind ein Volk, das einen vierzigjährigen Leidensweg hinter sich hat.» Die Süd- und Nordtiroler sind nicht zwei Völker und Südtirol und Nordtirol nicht zwei Länder!

Die erste Aufgabe jeder Kulturarbeit in unserer Heimat ist nicht der Bau eines «Südtiroler Landestheaters», die Veranstaltung von Vorträgen bundesdeutscher Gelehrten, auch nicht das Aufziehen der

Meraner Hochschulwochen u. v. a. m. Das erste Bemühen muß dahin gehen, das Gefühl für unsere Tiroler Kulturgemeinschaft zu erhalten und zu stärken. Das kann vor allem in den Schulen gemacht werden. Es ist widersinnig und zeugt davon, wie wenig die Schulprogrammgestalter über Kultur und Kulturgemeinschaft nachgedacht haben, wenn z. B. die Geographie von Südtirol gemacht wird. Es gibt nun eine neue Reliefkarte, die mit «Mein Heimatland» überschrieben ist; sie zeigt die Provinz Bozen, also nur die Alpensüdseite unseres Heimatlandes. Dieses Bild prägt sich der Schüler ein; Tirol ist für ihn ein österreichisches Bundesland und Südtirol ist sein Heimatland. Bei aller Achtung der Staatsgrenze gegenüber können und müssen wir Tiroler uns als Kulturgemeinschaft fühlen! Soll der heranwachsende Mensch ein lebensfähiges Bildungsleben bekommen, so muß er in die deutsche Kultur und auch in den deutschen Kulturraum richtig hineinwachsen. Er soll aus der Ebene der kleinsten Gemeinschaften hineinwachsen in die Tiroler Kulturgemeinschaft, die bairisch-österreichische, oberdeutsche und gesamtdeutsche Gemeinschaft. Das bedeutet, daß für einen Tiroler die Salurner Klause eine unvergleichlich schärfere Grenze ist als der Brenner und die Scharnitzer Klause. Deshalb soll im Geographieunterricht der geistige und geographische Horizont der Schüler in der Weise anwachsen, daß er zuerst den Heimatort, dann das Heimattal, das Land Tirol, den bairisch-österreichischen, den oberdeutschen und schließlich den gesamtdeutschen Raum umspannt. Den Vorrang muß für uns denkende Wesen die geistige Heimat, der Kulturraum, haben, dann erst kommt das Gebiet des Staates, dem wir unterstehen. Vieles wird sich in unseren Schulen wirklich nicht ausführen lassen, eines könnte jedoch je-

der Lehrer tun: ev kann die Geographie von Tirol und nicht von Südtirol machen und als Heimatland nicht Südtirol, sondern Tirol bezeichnen. Die Arbeitsgebiete müssen so gewählt und gestaffelt werden, wie sie die Kulturgeographie und nicht die politische Geographie vorzeichnet. Wenn das nicht geschieht, verlieren wir immer mehr den Anschluß an die übrige Tiroler Kulturgemeinschaft, an die bairisch-österreichische, oberdeutsche, ja sogar an die gesamtdeutsche Kulturgemeinschaft; durch künstliche Hilfsmittel wie Theaterveranstaltungen, Vorträge u. dgl. kann der Anschluß dann auch nicht mehr hergestellt werden. Die größte Gefahr für unsere Kultur besteht darin, daß wir den Brenner als Grenze, die Salurner Klause hingegen als keine Grenze empfinden, mit anderen Worten, daß wir die Staatsräume höher einschätzen als die Kulturräume; im «Ausland» sind wir eigentlich erst so richtig, wenn wir den deutschen Kulturraum verlassen haben. Ich kann nicht umhin, zur Erhärtung dieses letzten Satzes den Ausspruch eines sehr geschätzten jungen Abgeordneten unseres Landes anzuführen: «Ich wäre beleidigt, wenn man mich als einen Tiroler bezeichnen würde!» Traurig, traurig, traurig!

Zum Abschluß möchte ich noch anführen, daß Südtirol im alten Sinne wirklich ein in sich geschlossener Kulturraum war. Bis 1918 verstand man darunter das Gebiet südlich von Bozen, hauptsächlich Welschtirol. Eine genaue Abgrenzung ist allerdings nie gemacht worden. Jedenfalls rechnete man das Pustertal, das südliche Wipptal und den Vinschgau nicht zu Südtirol. Wenn in wissenschaftlichen Werken des vorigen Jahrhunderts Südtirol als Kulturraum bezeichnet wird, so ist damit immer der Trentino gemeint. Gegen Ende des vergangenen Jahrhunderts rechnete man auch zum Teil die deutschen Täler der Alpenseite zu Südtirol, aber nur zum Zwecke der staatlichen Verwaltung (Südtiroler Bezirkshauptmannschaft, Südt. Bezirke usw.), die Grenze verlief aber nicht am Brenner- und Reschenpaß. Wenn auch in wissenschaftlichen Werken seit der Jahrhundertwende die politischen Bezeichnungen öfters übernommen wurden und sogar der Alpenkamm als Grenzlinie zwischen Nord- und Südtirol angesetzt wurde, so geschah das nur aus praktischen Gründen, um etwa zwei gleich große Arbeitsgebiete zu haben. Im Volk ist eine solche Abgrenzung nie gebräuchlich geworden. Noch heute findet man ältere Leute, denen es eine Selbstverständlichkeit ist, im alten Sinn zwischen Tiroler- und Südtiroler-Kulturgemeinschaft zu unterscheiden; noch heute hört man im Pustertal, Wipptal, ja sogar in der Brixner Gegend Leute sagen: «Ich fahre nach Südtirol», d. h. ins Bozner Unterland oder wahrscheinlich ins Welschtirolische.

Nordtirol, Osttirol und Südtirol sind Bezeichnungen von politischen Räumen. Aber hüten wir uns, diese politischen Räume als Kulturräume, als Länder zu betrachten! Unser Heimatland ist nicht Südtirol, sondern Tirol, unsere Kulturgemeinschaft ist nicht die südtirolische, sondern die tirolische. Wir können deswegen trotzdem gute italienische Staatsbürger sein.

Dr. Egon Kühnbacher



Der Landeshauptmann - Ehrenmitglied der SH

Zehn Jahre Südtiroler Hochschülerschaft

(Fortsetzung von Seite 4)

einer Erscheinung, die natürlich auch andere Bereiche betrifft, glaube ich aber dennoch warnen zu müssen: nämlich vor dem konformen Nonkonformismus. Man verteidigt weder die Selbständigkeit des Verbandes, noch die persönliche Originalität, noch das Recht zur unbedingt notwendigen Kritik, indem man mit der ganzen Umwelt zu hadern beginnt. Zivilcourage ist eine seltene Bürgertugend, auf die wir noch zurückkommen müssen. Es ist schade, wenn sie schlecht eingesetzt wird.

In seinen weiteren Ausführungen kam der Vortragende auf die Studentitelverhandlungen zu sprechen, die nicht zuletzt deswegen erfolgreich abgeschlossen werden konnten, weil sich die Vertreter der Südtiroler Hochschülerschaft nach dem Sprichwort «Fortiter in re, suaviter in modo» zu der einzig richtigen Linie entschlossen hatten. Auch bei vielen anderen Forderungen sei dies wohl die bestmögliche und letzten Endes erfolgreichste Vorgangsweise.

Im Zusammenhang mit der Studentitelfrage stellte Dr. Franz von Walther die für die Südtiroler Hochschülerschaft bedeutsame Frage, wie weit ihr politisches Engagement reichen solle. Dabei äußerte er folgende bemerkenswerte Gedanken:

«Mit dieser Frage mußten wir uns bereits sehr früh auseinandersetzen. Von ihrer Beantwortung hing es weitgehend ab, ob der Verband seine Selbständigkeit behaupten konnte oder nicht. An Bestrebungen, die Hochschülerschaft als eine der wichtigsten Jugendorganisationen des Landes politisch in die Hand zu bekommen, hat es begreiflicherweise nicht gefehlt. Ist aber mit solchen Bestrebungen nicht häufig die Gefahr des politischen Mißbrauchs verbunden? Sind Hochschüler auf Grund ihrer politischen Bildung wirklich immer zur sicheren Feststellung fähig, ob das, wofür andere sie einsetzen möchten, wirklich gut ist? Gewisse Sorgen waren auch alles eher als unberechtigt, denn neben den Kreisen, die eine wenigstens gut gemeinte Einflußnahme anstrebten, gab es besonders im Ausland auch solche, die die Hochschüler für sehr bedenkliche Einsätze begeistern wollten. Ich glaube, daß die verantwortlichen Führer unserer Volksgruppe den Verbindungsmännern und Vorstandsmitgliedern der Südtiroler Hochschülerschaft dankbar sein können, wenn diese in den Jahren vor 1961 den Verband vor fragwürdigen Einflüssen bewahrt haben.

Achtung, Stipendien!

Der Landesauschuß Bozen vergibt 30 Stipendien für Südt. Hochschüler in Italien zu je 150.000 Lire. Einreichetermin bis 15. März. Nähere Informationen im Sekretariat.

Angesichts dieser Lage bestand nun die brauchbarste Regel darin, daß sich die Hochschülerschaft nur insofern politisch betätigte, als es um ihre unmittelbaren Verbands- und Standesinteressen ging, sich sonst aber jeder direkten Stellungnahme zum politischen Tagesgeschehen enthielt. Diese politische «Abstinenz» bedeutete freilich nicht, daß die Hochschülerschaft auch dann schweigen mußte, wenn es um Entscheidungen oder Ereignisse ging, die die Grundlage der politischen Ethik berührten. Als beispielsweise im Herbst 1961 ein paar österreichische Studenten aus dem Bürger-Kreis in Italien Sprenganschläge verübten, hatte die Hochschülerschaft durchaus das Recht, ja meiner Ansicht sogar die Pflicht, durch ihre Vertreter zu sagen, daß sie mit solchen Handlungen nicht einverstanden ist. Denn «qui tacet consentire videtur». Dieses Recht zur politischen Stellungnahme, mag diese so oder anders ausfallen oder nur im Schweigen bestehen, erwächst der Hochschülerschaft jedesmal, wenn es darum geht, sich grundsätzlich zu entscheiden. Auch in Fragen der Meinungsfreiheit und Kulturpolitik hat selbstverständlich die Hochschülerschaft immer das Recht, als Verband ihre Stimme zu erheben. Sonst aber ist es für die Selbstständigkeit und Einheit der Organisation ratsam, wenn sie sich überall dort, wo eine Stellungnahme nicht unbedingt notwendig ist, eine gewisse Zurückhaltung auferlegt.

Es wäre nun aber Grundfalsch, wollte man diese Zurückhaltung als Aufforderung zur politischen Interesselosigkeit auffassen. Viel eher wären wahrscheinlich die besten und intelligentesten Mitglieder der ernsthaften Anteilnahme am politischen Geschehen in der Heimat verlorengegangen, hätte sich die Hochschülerschaft auf eine fragwürdige politische Aktivierung eingelassen. Nicht die politische Aktivierung, sondern die politische Bildung muß das Hauptanliegen des Hochschülers sein. Den Bestrebungen, uns für Dinge einzuspannen, die wir nicht überblicken konnten und die im besten Fall auf eine politische Gleichschaltung hinauslief, setzten wir die frei zu gestaltende Studientagung entgegen, die nicht nur der sachlichen Information, sondern auch der freien Konfrontierung der verschiedenen Standpunkte dienen sollte.

Es war von Anfang an klar, daß mit der Studientagung allein das Problem der politischen Bildung der Südtiroler Jung-Akademiker nicht gelöst war. Sie sollte aber bestimmte Grundlagen schaffen, auf denen man weiterbauen konnte. Sollten die Hochschüler durch die Studientagungen zur Einsicht gelangt sein, daß unsere Politik wohl mit Herz und tirolerischer Gesinnung gemacht werden muß, aber niemals vom rein Gefühlsmäßigen bestimmt sein darf, dann könnte man schon von einem großen Erfolg sprechen. Denn nicht nach Schlagworten, die die Resonanz des Irrationalen suchen, sondern nach stets neu zu erarbeitenden Gedanken soll sich unsere Politik richten. Nur dank der Vernunft können wir unsere Probleme in den Griff bekommen.

Sollten ferner die Hochschüler aus den Studientagungen gelernt haben, in demjenigen, der andere politische Ansichten hat und vertritt, nicht unbedingt und immer einen Schuft zu sehen, dann wäre ebenfalls von einem Fortschritt zu sprechen. Nicht zuletzt hatten wir bei der Einführung der Studientagung auch die richtig verstandene Einheit unseres Volkes vor Augen, die nur auf der Grundlage der Toleranz, der Aufrichtigkeit und der gegenseitigen Achtung, vor allem aber auf der Grundlage der Vernunft und einer gemeinsamen Ethik erhalten werden kann.

Bildung ist eben nicht nur eine möglichst große Sammlung von Kenntnissen, sondern auch Bereicherung der moralischen Substanz. Die politische Bildung soll deshalb auch die politischen Tugenden entwickeln, nämlich: Klugheit, Gerechtigkeit, Tapferkeit und Maß. Der Sinn für Gerechtigkeit, Klugheit und Maß ist gewiß in der Mehrheit der in der Öffentlichkeit tätigen Bürger vorhanden. Es fehlt ihnen aber nicht selten der Mut, d. h. die Tapferkeit, die Zivilcourage, auch vor dem Volke eine maßvolle und kluge Politik zu vertreten. Mit zu großer Leichtfertigkeit läßt man es oft zu, daß das Volk über die wahre Situation nicht richtig informiert werde. Es ist schlimm, wenn Politiker die Gefangenen ihrer eigenen Schlagworte werden. Es ist schlimm, wenn die Diskrepanz zwischen den Hoffnungen, die man im Volke erweckt und den Möglichkeiten, die der Eingeweihte erkennt, so groß wird, daß die Fähigkeit selbst zur positiven Entscheidung erlahmt.

Der österreichische Bundesminister für Unterricht, Dr. Theodor Piffl-Percevic, hat bei der Eröffnung der diesjährigen Meraner Hochschulwochen zum Thema «Zivilcourage» sehr bedeutsame Gedanken geäußert. Er sagte:

«Tapferkeit im politischen Raum heißt, das was als das «bonum commune», als das Gerechte geprüft und festgestellt ist, ohne vor Gegnerschaft, Kritik, Schmähung und Unannehmlichkeiten in die Knie zu gehen, weiterhin besorgen, selbst politischen Nachteile in Kauf zu nehmen, also auch Wahlnighteile und selbst Wahlniederlagen; auch wenn es um Wesentliches geht, der Meinung, oder oft — mangels Meinung — dem bloßen Pragmatismus der eigenen Partei zu widersprechen, in der gewöhnlich unerlässlichen Parteidisziplin keine bequeme Fluchtburg sehen, in die man sich gerne zurückzieht, wenn es notwendig wäre, persönlich für Wesentliches und Endgültiges

geradezustehen. Zivilcourage vor Parteifreunden und Andersdenkenden.»

Wie steht es diesbezüglich bei uns? Manches hat sich gewiß verbessert. Es wird offener geredet. Den Diskussionen ist aber noch zuviel Ressentiment beigemischt, als daß sie ein hinreichend sachliches Bemühen um Gerechtigkeit, Klugheit und Maß verrieten. Niemand von uns soll sich von dieser Feststellung ausgenommen wähnen.

Man muß sich dann auch vor Leuten hüten, die jetzt so tun, als hätten sie gleichsam als Pioniere die Zivilcourage in unsere Heimat gebracht, während sie noch vor kurzem die unduldksamste Handhabung der Parteidisziplin verlangten. Ein zu rasches ideologisches oder praktisches Umdenken von reifen Männern stimmt auf jeden Fall bedenklich.

Erlauben Sie mir eine ganz allgemeine Frage:

Wie groß ist der Ernst im Suchen nach einem weltanschaulich fundierten politischen Standort? Ein bedenklicher Pragmatismus scheint oft die Oberhand zu gewinnen und die weltanschaulichen Diskussionen zu beherrschen. Keiner, der in der Öffentlichkeit wirkt — sei er in der Politik, in der Presse oder anderswo tätig — darf der gedanklichen Vertiefung und Klärung der grundsätzlichen Fragen ausweichen. Die weltanschauliche Auseinandersetzung verlangt ein zeitgemäß geschichtliches Denken. Auch soll man nicht überall die kirchliche Autorität vorschreiben, wo der Laie und nur der Laie zu eigenständigem Prüfen und Entscheiden aufgerufen ist. Selbst ein bindendes Hirtenwort entbindet nicht von personaler Entscheidung und von weiteren gedanklichen Mühen. Besonders der Akademiker darf sich hier seiner Pflicht nicht entziehen. In der Botschaft des Konzils an die Intellektuellen heißt es nicht umsonst:

«Glücklich diejenigen, die die Wahrheit besitzen und weiter nach der Wahrheit suchen, um sie zu erneuern, zu vertiefen und anderen zu schenken... Vergeßt aber nicht: Wenn Denken etwas Großes ist, so ist es vor allem eine Pflicht...»

Was wir vor allem brauchen, sind gute, neu erarbeitete Gedanken. Und wer vor dem Denken Ehrfurcht hat, wird auch fair sein gegenüber dem Andersdenkenden. Er wird aufhören, jede Kritik als Böswilligkeit zu empfinden. Auch im weltanschaulichen Bereich wird er es dann vermeiden, sich für eine pauschale, unterschiedslose Verdammung aller kritischen Äußerungen des Gegners herzugeben. Tut man dies — trotz besserer Einsicht — aber dennoch, so überläßt man ausgerechnet jener Seite, die man bekämpfen will, das Monopol der wirksamsten und teilweise auch berechtigten Kritik. Wenn zum Beispiel unter jungen Südtiroler Intellektuellen ein gewisses geistiges und kulturelles Unbehagen vorhanden ist, so wird es deshalb, weil unter andern auch rötliche Strömungen vorgehen, sich seiner anzunehmen, bestimmt nicht kleiner und unberechtigter für eine ernste Prüfung. Jedenfalls kann man dieses Unbehagen nicht einfach aus der Welt schaffen, indem man es als Unbotmäßigkeit ungezogener Buben abtut. Vieles ist heute bei uns in Gärung. Und es ist gut so, werden doch dadurch die Verhältnisse geklärt. Es wäre aber schade, wenn alles in wüstem Streit auseinanderfiele, während die Gefahr wächst, daß die Ernte verfault, die man einbringen müßte.

Sollte es nicht möglich sein — was unbedingt notwendig wäre —, daß alle, die sich in der Politik der gesellschaftlichen Ethik des Christentums verpflichtet wissen, enger zusammenfinden, um sich dank dem Streben nach Gerechtigkeit, Klugheit, Tapferkeit und Maß wieder zu mutigen und fruchtbaren Entscheidungen aufzuraffen? Voraussetzung dazu ist allerdings, daß wir durch gemeinsame geistige Anstrengungen geeignete Antworten ermitteln auf die grundsätzlichen Fragen. Wir müssen den Wald der Gemeinplätze wenigstens lichten. Der Fortbestand und die Entwicklung unserer Volksgruppe hängt wesentlich davon ab, ob wir instande sind, für die Entfaltung unserer Kultur und Sprache und für das rechte und gedehliche Zusammenleben der Volksgruppen gültige Grundsätze und gangbare Wege zu erdenken.»

Dieser ernstgemeinte und vollberechtigte Aufruf sollte allen von uns zu denken geben und uns auch zu entsprechendem Handeln veranlassen.

Die Südtiroler Hochschülerschaft und die Alt-Akademiker, die ihr ent wachsen sind, könnten gerade auf diesem Gebiet der grundsätzlichen politischen Bildung noch weitere Initiativen ergreifen. Sie müßten dabei natürlich jeden akademischen Dünkel ablegen und eine Gemeinschaft mit allen geistig Schaffenden in Südtirol bilden, die jugendlich aufgeschlossen sind. Sie müßten eine in jeder Hinsicht soziale Gesinnung haben und auf eine wahrhaft integrierte Südtiroler Gesellschaft hinwirken.

Leider war es mir nicht möglich, alle geistigen und kulturellen Leistungen der Hochschülerschaft in den letzten Jahren genau zu verfolgen. Daß es aber Südtiroler Jung-Akademiker gibt, die nicht nur den Willen haben, den Dingen auf den Grund zu gehen, sondern die auch fähig sind, neue, in die Zukunft weisende Perspektiven zu eröffnen, schien mir unter anderem die im «Fahrenden Skolasten» veröffentlichte Diskussion über den Südtirol-Artikel von Friedrich Heer zu beweisen. Hier war ein hoffnungsvolles Bemühen um Wesentliches zu erkennen.

Dr. Hansjörg Kucera

Der fahrende Skolastikus

Sein Vater meint: »Du sollst nicht soviel herumgondeln!« Er selbst meint, er dürfe es nicht unterlassen, sein Fach durch »Studienreisen« zu illustrieren. Was ist es wirklich, was ihn ins Ausland zieht? Locken ihn die blauen Ufer Griechenlands oder die Berge Norwegens oder die Schlösser der Provence so sehr? Oder sind es die Menschen der fremden Länder, denen er begegnen möchte? Sucht er vielleicht jemanden, der gastfreundlich ist, der ihm über die Stunden eines Abends erzählt und zuhört, oder der mit ihm isst und ihm in die Augen sieht?

Ich meine, daß jede Fahrt der Versuch sein kann, in echte Kommunikation zu treten, um dadurch die anscheinend verbauten oder eingeschlossenen Begegnungen und Gespräche mit den Bekannten und Freunden in der Heimat neu zu beleben.

Einen sehr unterschiedlichen und zugleich doch ähnlichen Versuch der Kommunikation stellt der SKOLAST — unsere Zeitschrift — dar; unterschiedlich, weil das Schreiben im Gegensatz zum Sprechen Zeit läßt und damit gediegenes Nachdenken und Formulieren ermöglicht; ähnlich, weil wir Studenten im Skolasten trotz der Entfernung einander befragen, einander antworten, uns aussprechen können.

Wenn es jemandem gelingt, die Gedanken, die er sagen möchte, in eine klare Form zu bringen und auszusprechen, so bedeutet dies, daß er sich selbst befreit und entfaltet. Er befreit sich von den eigenen Hemmungen. Er lernt, aus sich herauszutreten in die Freiheit der menschlichen Beziehungen, des Sagenkönnens, das wieder zur Freiheit des Denkens führt.

So bitte ich alle Kolleginnen und Kollegen, einmal nachzudenken, ob sie nicht etwas zu sagen hätten und versuchen wollten, dies auch zu formulieren. Es wird nicht vollkommen gelingen. Aber der Skolast wurde nicht für vollkommene und allseitig anerkannte Beiträge geschaffen, er will nur Weg dazu sein und zur Freiheit (von uns selbst) führen.

Dieser Freiheit entsprechend ist der Skolast offen für Beiträge jeder Art (um Wiederholungen zu vermeiden, verweise ich auf den Artikel von Hans Wielander »Die Zukunft des Skolasten« in der Jubiläumsnummer 1965/6). Die einzigen Bedingungen, die ich stelle, habe ich schon angedeutet: Wer etwas schreibt, muß auch etwas zu sagen haben, und er muß dies in einer Form tun, die es verstehen oder innerlich aufnehmen läßt (damit stelle ich mich nicht gegen neue Formen). Der Freiheit der Kommunikation entsprechend, braucht das Gespräch im Skolasten nicht an den Grenzen Tirols Halt machen, und es dürfen uns auch einmal weniger bekannte Menschen etwas sagen.

Ich werde kein Rahmenthema für die jeweils nächste Nummer angeben, weil die Erfahrung zeigt, daß dies kaum einmal beachtet wurde (es sei denn, es würde im Redaktionskreis ein Thema genannt). Um so mehr Wert lege ich auf gute Diskussionsbeiträge.

Wenn aber doch irgend einem Kollegen der Skolast zu einseitig vorkommen sollte, wenn ihm zu viele Artikel in eine Richtung zu gehen schienen, so bitte ich ihn, mir dies zu schreiben und einen Beitrag nach seiner Vorstellung beizulegen. Außerdem kann sich jeder Kollege an den Redaktionsstab wenden und — eventuell als Mitglied dieses Arbeitskreises — intensiver an der Gestaltung unserer Zeitschrift mitarbeiten.

Der Pressereferent: Papi Zelger

Immer vor Weihnachten nimmt in Zürich die Märli tram ihren Kurs auf. Wenn sich nach Feierabend die Leute in die Trams drücken, rüttelt es ganz gemütlich die Straßen entlang, ein alter, kleinerer Zweiachser. Außen ist er mit Gold und Weiß bemalt — Türen sieht man, die bald aufgehen oder schon offen sind, drei Könige mit Geschenken — und mit Lichtern behängt.

Ein freundlicher Anblick. Es sitzen nur Kinder drin, eines neben dem andern; man sieht ihre Köpfe an den Scheiben. (Kauft nämlich eine Mutter für mehr als zwanzig Franken Dinge ein im Jelmoli, so erhält sie für das Kind einen Freifahrtchein).

Zürcher Impressionen

Sie hocken auf den harten Holzbänken und haben kaum Zeit, die Dinge draußen zu beachten. Müssen sie doch den Weihnachtsmann (einen pensionierten Trämmler) anschauen, dessen langer, weißer Bart im Takt mit dem Schwanken der Tram sich hin und herbewegt. Und mit offenen Mündern bestaunen sie den Engel, der seine Haare mit einem goldenen Band zusammenhält, der ihnen Weihnachtsgutzü verteilt und ihnen über die Haare streicht; sie sind auf dem langen weißen Engelskleid angeklebt (unter dem die typisch gebülmten Strümpfe einer Kunstgewerbeschülerin hervorschauen). Und wenn sie dann beim Bellevue aussteigen müssen und von den Müttern in Empfang genommen werden, können sie kaum reden. Sie möchten nur noch schauen, wie die anderen Kinder einsteigen und blicken dem Trämli nach, das in der Flut der Lichter verschwindet. Überall leuchten sie, die Lichter. Der Limmat entlang hängen sie auf Christbäumen aus weißen Stäben und Goldlametta, die schon ganz verwaschen ist vom Regen. Über der Bahnhofstraße hängen riesige Sterne; geschickt hat man sie aus langen Neonröhren zusammengesetzt; sie bewegen sich im Wind und lassen ihr bläuliches Licht kalt auf die eilenden Menschen hinunterfallen.

«Meinen Sie, Zürich zum Beispiel sei eine tiefere Stadt, wo man Wunder und Weihen immer als Inhalt hat?»

Peter Baumgartner



In ein Land, von dem das Lexikon «Zucht von Schafen und Shetland-Ponies» berichtet, geht man mit folgenden Gedanken hin: Man steigt auf eine Anhöhe, läßt den Blick über Pferderücken schweifen und pilockt sich dann eines dieser lieben, sanften Tierchen heraus, sitzt auf und — man achte, daß die Füße nicht am Boden schleifen (in Gedanken daran, daß es ja Ponies sind) — reitet hinaus in die Freiheit. Beim Abendglühen pilockt man das Pferdchen an und hüllt sich in den Schlafsack.

So war es tatsächlich, bloß ohne Ponies. (Man sieht nämlich keine. Oder nur hie und da im Gebirge ein paar schneue, langhaarige und verzottelte; oder im Norden der Inseln).

Dafür hat's Autos. Autostop.

Wenn ich daran denke, daß auf der mittleren der Shetlandinseln nur fünfzehn Autos existieren, so komme ich mir heute noch vor wie der «Hans im Glück». Nach einem Marsch über fünfzehn Kilometer — ohne einen Menschen gesehen zu haben, durch Heidegebiet, wo nur Kaninchen mit weißen Schwänzen den Weg überspringen und sich vor Adlern zu retten versuchen, wo nur Schafe seltene Grasbüschel abrupfen und nur das Krächzen der Vögel und das Meer zu hören ist — kam in der Tat ein Auto: ein funkelneuer «Vauxhall Cresta». Wenn man bedenkt, daß der gute Mann nur 45 km für sein Auto zur Verfügung hat, so kommt man ins Grübeln (über den Mann, meine ich). Doch nichts gegen ihn. Er nahm mich mit. Und als die Fähre zur nördlichsten Insel schon auf hoher See war, huppte er, 200 Meter weit (gräßlich), doch die Fähre kehrte um und nahm mich mit. Sonst hätte ich einen Tag warten müssen.

Dann steht man plötzlich am nördlichsten Punkt des «Vereinigten Königreiches»: drei Felsen, meerumrauscht, auf dem mittleren ein Leuchtturm. Und dahinter nichts als Wasser. Graues, aufgewühltes Wasser. Es schlägt an die Felsen, fällt wieder zurück, läuft wieder an und fällt wieder zurück und so weiter.

Unten an der Klippe liegen Seelöwen und Seehunde faul auf den Steinen. Sie schauen einen so tiefsinnig an, schlitteln dann ins Wasser und strecken die Köpfe bis zur Nase heraus: ein komischer Anblick. Wenn man lacht, tauchen sie. Sie haben keinen Humor.

Ja, Tiere hat es dort! Die Seeadler jagen einem einen schönen Schnecken ein: die Weibchen brüten am Boden. Geht man herum, ahnungslos — man sieht die Tiere kaum, sie sind erdfarben wie der Boden — greifen die Männchen von oben an. Sie legen die Flügel an die Körper und setzen zum Sturzflug an und sausen dann ein paar Zentimeter über dem Kopfe hinweg. Wie in Hitchcocks «Die Vögel». Scheußlich.

Gerade das Gegenteil sind die Puffins: herzige kleine Vögelchen, mit rotem Schnabel und Füßchen, schwarzem Frack und weißem Hals und zutraulich. Nur darf man nicht reden. (Das fürchten sie, weil sie nie einen Menschen sehen.) Auch nicht husten. Das war schon schwieriger. Für mich wenigstens.

Dann die Möwen! Überall findet man sie, in den Fischerhäfen in riesigen Schwärmen; sie hocken herum, in steter Bereitschaft zum Stehlen. Bei der ersten Gelegenheit wird ein Fisch geklaut. Und dann wird gekämpft. Der Fisch tut einem gerade leid, wie er so zerrissen wird von den scharfen Schnäbeln der Möwen. Überhaupt hört man beinahe als einziges Geräusch nur die klagenden Schreie der Möwen. Und den ewigen Wind, der in den Klüften singt und zwischen den Häusern hindurchfährt.

Shetland ist einsam, wild. Aber es ist gut, das Leben ohne Zeit, auf der Heide, an den Klippen, auf stinkenden Fischerbooten.

Ich wollte, ich wäre noch dort.

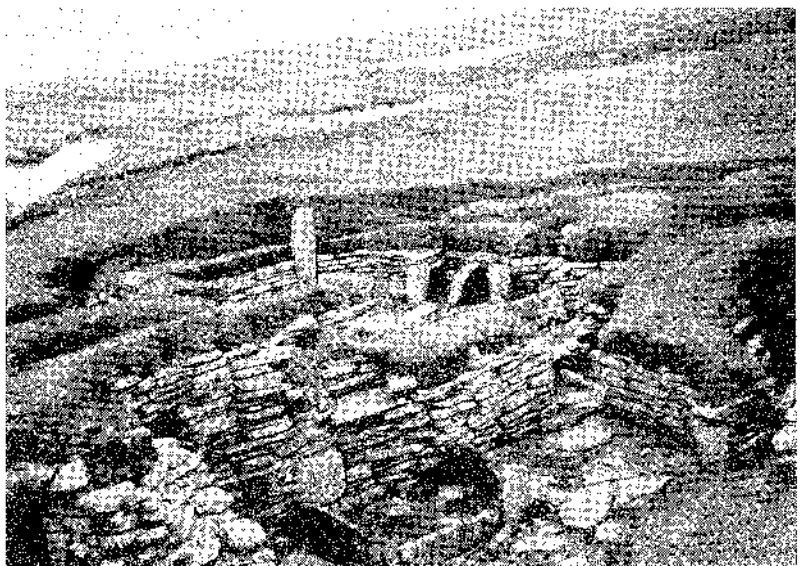
Peter Baumgartner (Zürich)



Sollte ein Ponykopf sein

Reisebericht

Shetland



Piktensiedlung auf den Ortneyinseln aus vorrömischer Zeit

Nachdenkliches und berechnendes Denken

— Zwei Weltbildformen —

von Univ.-Prof. Dr. Hans Windischer

Wir danken Herrn Univ.-Prof. Dr. Hans Windischer dafür, daß er uns diesen Beitrag zur Verfügung stellte. Er wurde bereits im Jahresbericht des Akademischen Gymnasiums Salzburg 1963 veröffentlicht und wird hier mit dessen Genehmigung abgedruckt.

Der heftige Kampf um Schultypen, um die Wahrung ihrer Reinheit oder die Möglichkeit einer Synthese weist den Philosophierenden in eine Tiefe der unterscheidenden Motive, die nicht mehr vom Alltag her verstanden werden kann, sondern eine Interpretation vom Metaphysischen her verlangt, wie es im Problem des «Weltbilddenkens und der Denkformen» aufscheint.¹⁾

Als Ansatzpunkt der Analyse diene eine Unterscheidung der Denkart nach M. Heidegger: Gelassenheit S. 14. Der heutige Mensch ist auf der Flucht vor dem Denken... Es gibt zwei Arten des Denkens, die beide jeweils auf ihre Weise berechtigt und nötig sind: das rechnende Denken und das besinnliche Nachdenken. Dieses Nachdenken aber meinen wir, wenn wir sagen, der heutige Mensch sei auf der Flucht vor dem Denken.

I. Das Nachdenken als Denkform und Weltbild

Das nachdenkliche Nachdenken kennzeichnet im besonderen Maße die humanistische Bildung. Von griechischer Denkgesinnung kommend kann dieses «Nachdenken» als Charakteristikum andrei griechischen Urwörtern und Ereignissen abendländischer Geistesgeschichte demonstriert werden: 1. *παρόραση*, 2. *λόγος*, 3. *νόος*. Ihnen stehen im rechnenden Denken des Realismus gegenüber: a) Phänomenalismus, b) Kalkül, c) Pragmatismus.

1. *Φαρόραση*. Das griechische Denken denkt von Parmenides bis Augustinus im Sinne einer ontologischen Phänomenologie. Schon in der großartigen Lehre des Parmenides, eingehüllt in einen rätselhaften Mythos im altertümlich feierlichen Gewand des hexametrischen Epos, offenbart sich griechische Denkform. Es beginnt mit einer Auffahrt des Denkers zum Licht und liegt fern von den Pfaden des Menschen. Die *aristokratische Einsamkeit* des wahren Denkers kommt darin zum Ausdruck. Platon dachte dann diese Zweiweltenlehre vom Haus der Nacht und der Sonne im Höhlengleichnis großartig weiter (Politeia VII, 514a2—517a7): Das Phänomen als das Sichtbare, das Offenbare: *φαίνεσθαι* gehört zum Stamme *φα* wie *φῶς*; das Licht, die Helle und verweist seinem Wesen gemäß auf einen Lichtgrund (Zweiter Weg des Suchens nach Parmenides), dorthin, wo die namenlose Göttin, das Sein, das eigentlich Seiende herrscht. Das Denken folge in ursprünglicher Verheißung diesem Weg zum Lichtgrund. Der Grad der Wahrheit im Denken bemißt sich nach der *μέθεξις* d. h. Teilnahme. Denkerziehung bedeutet vor allem, die *σκοπή* vom Schatten zum Licht auf sich zu nehmen, also dem Lichtgrund nachzugehen, *nachzudenken* (vgl. dazu: M. Heidegger: Platons Lehre von der Wahrheit, 1947).

Die griechische Philosophie von Parmenides bis Augustinus weiß ebenso wie die moderne Phänomenologie um diese Dialektik in jedem Phänomen; eine Weisung, die dem rechnenden Phänomenalismus fehlt. «Die Möglichkeit besteht sogar, daß Seiendes sich als das zeigt, was es an sich nicht ist (M. Heidegger: Sein und Zeit, 1941, S. 26). Das heißt, daß das Nachdenken als Entbergen (*ἀπαφαίνεσθαι* heißt Unverborgenheit) sich immer in demütiger Bescheidung bewußt ist, daß trotz der Aufdringlichkeit des Phänomenalen nie das Sein an sich sich zeigt. Es verbirgt sich, schenkt aber im Selbstverzicht die Gnade der natürlichen Offenbarung. Phänomenologie besagt also Verborgenheit auch in der nackten entborgenen physischen Existenz und bedeutet Hinnahme des Gegebenen als Erscheinung, Offenbarung, Schein einer anderen Welt.

Daher die metaphysische Bedächtigkeit des Humanisten, seine metaphysische Unruhe im «Begreifen der Phänomene», die nie griff- und nutzungsbereit in seiner Hand liegen, sondern im schwindenden Entzug, im Opfer eher nicht sind, denn sind. Davon sprach durch die Jahrhunderte die «*analogia entis*» von Augustinus' *analogia Trinitatis* bis Goethes Faust (Schluß).

Nachdenken verweist auf den Lichtgrund, auf das letzte un-reduzierbare *Prius Gottes* (Cum Deo nihil sit prius, sed ipse sit prior creatura, Thomas von Aquin qu. 7 a 7, corp.). Während die modernen Naturwissenschaften — nicht durch ihre Schuld — heute mit dem Problem des abwesenden Gottes ringen, da Gott kein Teil des meßbaren Weltbildes ist, nimmt humanistisches Nachdenken als Phänomenologie von sich aus die Richtung auf das Absolute in der Ahnung, daß «der im Erkennen des Seienden als Sein immer schon miteröffnete Grund, das absolute Sein, das heißt Gott ist (K. Rahner: Geist in Welt, 1939, S. 286. Humanismus weist aus sich heraus auf Gott).

Das Phänomen genügt nicht sich und seiner Berechnung, sondern dient dem Grunde; diesem Verweis nachdenken heißt Grunddenken, auch wenn es im Denkopfer zugrunde gehen muß (Hegel).

Das Denken des abendländischen homo humanus denkt aber nicht nur stets zum *Grunde* hin, sondern auch und immer zur *Weite des Horizontes*. Denn der Mensch ist «die schwebende Mitte zwischen der Welt und Gott, zwischen Zeit und Ewigkeit»; und diese Grenzlinie ist der Ort seiner Bestimmung und seines Schicksals; quasi in horizonte existens aeternitatis et temporis (Thomas S. c. g. II, 81), vgl. dazu (K. Rahner, Geist in Welt, S. 295).

Nachdenken öffnet sich mit metaphysischer Notwendigkeit zur Weite und Ganzheit des Horizontes. Thomas v. A. sprach vom Denken als *excessus ad esse*. Der Denkausgriff geht zutiefst immer auf das Ganze, sofern es metaphysisch geartet ist. Das präzise Denken (*praecidere*) reißt aus diesem Ganzen ein Stück heraus. Die metaphysische Abstraktion revidiert diesen Eingriff durch die Erfahrung des Wesens, durch die griechische Frage nach dem *τι ὄν*. Zur Grundstruktur metaphysisch fundierten humanistischen Denkens gehört also die Ganzheit, und sei es auch nur als schuldigtes Bewußtsein des Vergessenen, des noch Wartenden, des Offenen. Offenheit zum Ganzen hin wird nicht aus denökonomischer Erwägung heraus (wie bei E. Mach) zurückgewiesen, sondern gepflegt, da des Menschen Geist letztlich *quodammodo omnia* ist. Dieses Bewußtsein der Offenheit, innerhalb welcher erst die Grenze besonders deutlich und schmerzlich erlebt wird, verleiht der Kultur der Seele einen adeligen Charakter.

2. *Λόγος*

Dieses Wort ist in Griechenland daheim und begründet die Tiefe des Nachdenkens in einer Zeit der Wirren. Denn immer dann wurde dieses Wort lebendig, wenn in Griechenland Verwirrung und Chaos drohten. Ein Wort M. Heideggers weist dem Problem des Logos thematisch — die Richtung: «Langsam dämmert nämlich für unsere Besinnung über das Wesen der Philosophie, daß die griechische Sprache keine bloße Sprache ist wie die uns bekannten europäischen Sprachen. Die griechische Sprache und sie allein ist *λόγος*» (M. Heidegger: Was ist das — Philosophie, 1956, S. 20).

Das Motto, das R. Muth seiner philologisch wie metaphysisch gleich tiefen Arbeit «Liebe zum Wort, Abseitige Aphorismen eines Philologen» (In der Festschrift zum 400jährigen Jubiläum des Gymnasiums Innsbruck, 1963, S. 169 ff.) voraussetzt: «Dem Wortbekenner ist das Wort ein Wunder und ein Gnadenort» (K. Kraus), gilt vor allem der unerschöpflichen Tiefe des Wortes im allgemeinen und des Logos im besonderen. In ihm drückt sich die humanistische Sprachgesinnung aus, die in dem Kreis der «Bedenker des Wortes» wie etwa M. Heidegger, F. Ebner und der Kreis um Prof. Flicker uns reiche Anregungen schenkte. Jedes Sein ist zugleich Wort, das heißt *λόγος* und kann durch das Wort gelichtet werden. Denn das geschöpfliche Sein ist die Ur-sage Gottes. Der Logos fügt sich dem Sein an, nimmt teil (*μετέχειν*). Der Soziologe W. Stark unterscheidet in seinem Buche «Die Wissenssoziologie» 1960, S. 271, sogar antichetisch eine zweifache Art des Wissens: 1. Das funktionale der Mathematik und Naturwissenschaften und 2. das metekitische (von Platons *μετέχειν* stammend). Während der berechnende Begriff sich rasen der statisch materiellen Welt und ihrer Kausalität bemächtigt, lichtet das metekitische Wort das Sinngefüge des Seins; es geht der tieferen Verheißung nachdenklich nach. Dieser Logos weiß um Reichtum und Not des Wortes, welches das verstreute Seiende sammelt (*λόγος*, lesen wie Ähren lesen, so interpretiert es einmal M. Heidegger). Das Wort als Logos lichtet das Verborgene von

inlich her, entdeckt es (vgl. dazu Heideggers metaphysische Folgerungen dieser Etymologie ἀλήθεια = Wahrheit = Unverborgenheit).

Und dies heißt im Sinne des echten ehrwürdigen Humanismus eine Sprache lernen (und sei es auch nur in mühsamem anfänglichen Studium oder in verklärter Erinnerung!): Das Wort bedenken als Sage des Seins selbst, das Unsagbare zur Offenbarung bringen: einer Sprache nicht als Kalkül oder Mittel rascher Verständigung begegnen, sondern als Lichtung des Verborgenen, eben als Phänomen selbst, als «Medium quo», als Weg, das Innerste des Seins, seinen Grund, seine Phasen (— sagen), seinen Gang (d. h. Herkunft und Zukunft) zu vernehmen. Im Hintergrund lebt dieser Humanismus aus dem Glauben des Christen an den Logos, der Leib wurde. (Nochmals sei auf die Arbeit von R. Muth verwiesen: «Liebe zum Wort».)

Das Verständnis für solche Sprachgesinnung übersteigt, da sie dichterisch-philosophischen Ursprungs ist, natürlich die tägliche Arbeitswelt, den Raum der Nützlichkeit und Greifbarkeit. Vielleicht hat aber doch Exupery recht: «Das Wesentliche ist dem Auge unsichtbar.»

Das Vernehmen des Logos bedarf stiller, oft wellabgewandelter langer Einübung. Es geht ja nicht um die äußere sprachtechnische Beherrschung der klassischen Sprache, sondern um das Erlebnis — wenn auch oft kümmerlich und nur geahnt, daß das Wort nur in der Gelassenheit uns in das Reich des Seins (Fausts «Müßter») einläßt. Es bedarf der stillen Gelassenheit. Wie der Mensch nicht nur über das Recht verfügt, sondern es hat, so hat er auch das Wort: (Aristoteles Pol. 125a 10).

Hätte man diesen großen Auftrag des Logos, die Bedeutung des Nachdenkens in einer Zeit der «Gedankenflucht» vernommen, wäre es nicht zu unglücklichen Vermengungen aus einer «Ad hoc»-Bildung und zur Organisation schultypischer Aggregate gekommen.

B. Noûs

Kennzeichen, Würde und Ursprung des Menschseins als Geist ist das Wissen das Ich um sich selbst, seine Besonnenheit (Herder). Er ist die wesensmäßige Rückkunft des Geistes zu sich. Dieses Bei-sich-sein (memor sui, A. Augustinus) ist die Bedingung der Möglichkeit der Freiheit und der Grund der Überformung alles sinnhaft Gegebenen durch den Geist. Und dies heißt *νοῦς*, ist das Nachdenken, Vernahmen, Vernunft. Dies heißt uns das Denken: dem Sein im Geiste nachzugehen. «Denn streng genommen ist das Ersterkannte, das zuerst Begegnende nicht die Welt in ihrem ‚geistlosen An sich‘, sondern die Welt — sie selbst — als überformt durch das Licht des Geistes, die Welt, in der der Mensch sich selber sieht» (K. Rahner, «Geist in Welt», 1939, S. 294). «Menschliche Erkenntnis ist eine von einem anderen ein allgemeines Was-wissende Rückkunft in sich selbst» (ebd., S. 289).

Nachdenken heißt also Einkehr, Heimkehr, heißt Eingedenksein der ewigen Verheißung des Geistes in der Zeit. Nachgehen dieser Geschichte des Geistes, memoria sui, Selbstlichtung der Seele ist Inhalt des grundtiefen Ausspruches des Parmenides: *πρὸ γὰρ αὐτῶ νοεῖν ἔστιν τὸ κατ' εἶρηνην* wie der Anamnesislehre Platons und der Illuminationslehre des A. Augustinus. Und die bedeutet vornehmlich Versunkenheit in die Geschichte des Menschen: dem Memorial des Geistes in der Welt folgen.

Nachdenken als «Vernahmen» besagt nun ein Zweifaches:

1. Innessen im Sinne des Nachvollzuges, Identität zwischen Sein und Denken, das primär nicht auf Beherrschung ausgeht, sich auch dem Nicht-Rationalen ausliefernd, wo die Wahrheit dies verlangt, also ἀπολογεῖν, was ja der Stamm *φίλο* in *φιλοσοφία* meint.

2. Vernehmendes Denken, Vernunft im Sinne des richterlichen Denkens — Conscientia, Mitwisserschaft als Mitspruch des Gewissens mit dem Denken. Es gibt eine Anwesenheit des Seins, deren Grundzug *ἀνάγκη* ist, also einen Unfug des Denkens, ein unrichtig gefügtes Denken. Vielleicht ahnt es bereits Anaximander (Frg. 1, vgl. dazu die eigensinnige Interpretation M. Heideggers: Der Spruch des Anaximander, Holzwege 1950, S. 296 ff). Mit anderen Worten: Das Denken steht unter dem steten Gerichte der Gerechtigkeit. Nachdenken ist conscientia *συνείδησις* — Mitwissen. Daher stellt z. B. humanistisches Denken immer die Frage nach Fug oder Unfug berechnendes Denken auch insbesondere im Atomzeitalter, während sich der «Rechner» seiner Funktionslust überläßt wie der Notwendigkeit eines biologischen Prozesses und kaum das Bedürfnis hat, die Frage nach Fug und Unfug zu stellen. Und doch gehören Logos und Ethos zueinander, soll der Weg nicht ins Verderben führen.

Daher ist «Fortschritt» kein gültiges Wertmaß für den Humanisten. Wer im Nachdenken «eingedenk ist», weiß vom Ewigen und Zeitlosen im Menschen und erfährt das Lichtmaß der Wahrheit, das auch für das Zukommende gilt. Er kann den Vorwurf ruhig hinnehmen, er verliere den Boden unter den Füßen und taug nicht zur Bewältigung der tausenden Geschäfte und sei wenig nutzbar; es sei sehr anstrengend. M. Heidegger hat recht (Gelassenheit S. 15): Solches «Nachdenken» bedarf noch feinerer Sorgfalt als jedes andere echte Handwerk. Es bedarf der Geduld, es muß warten können wie der Landmann, ob die Saat aufgeht und zur Reife kommt.

Diese Geduld aber, im Phänomenen den Lichtgrund, im Logos die göttliche Wahrheit und im Nous das Ewige im Menschen zu suchen und zu ahnen, ist jeder Mühe wert; in ihr liegt Würde und Größe des Abendlandes, das aus griechischer Metaphysik geboren wurde.

II. Berechnendes Denken — Realismus

Angesichts der faszinierenden Leistung des berechnenden Denkens, der faszinierenden Ergebnisse der Abkürzungen exakten mathematischen und naturwissenschaftlichen Denkens der Technik, im Anblick der Wohlthaten solchen Denkens, tritt der Humanist als «Epimetheus» scheinbar in den Schatten gegenüber «Prometheus», dem Vorausdenkenden und Vorausplanenden. Dieser regiert und beherrscht heute die Welt, so daß es keiner besonderen laudatio bedarf, sondern nur einer Analyse des Weltbildedenkens, um die Verschiedenheit bewußt zu machen. Es sei am Gehalt der Worte a) Phänomenalismus, b) Kalkül, c) Pragmatismus, gezeigt.

a) Phänomenalismus

Wenn wir von den Hypothesen und Grundlagenfragen der Mathematik und Naturwissenschaften abschen — man bewegt sich hier bereits im Raume der Metaphysik —, kann man sagen, daß diese Wissenschaft von Maß, Zahlen und Gewicht des Wahrnehmbaren und Berechenbaren ausgehen. Mathematik fungiert darin im echten Sinne von *μάθημα*, was den Griechen bedeutet: das Betrachten des Seienden, insofern es den Dingen im voraus zukommt. Die Physik etwa als zentrale Naturwissenschaft entwickelt keine «Phänomenologie», sondern begnügt sich mit einem «Phänomenalismus» und muß sich im Interesse des unmittelbaren Fortschrittes und der rechnenden Exaktheit damit begnügen. Wir haben es in der Physik zunächst nur mit der phänomenalen Welt zu tun; nichts wird über das Ding an sich, wie es sich hinter den geoffenbarten Phänomenen verbirgt, ausgesagt (vgl. J. Kolb: Experiment und Theorie in der Physik, Pyramide, Jg. 1959, Heft 7). «Phänomen» als Anzeichen, Offenbarung eines unsichtbaren nicht mehr meßbaren Grundes würde ein Zweifaches bedeuten: 1. das Aufstellen einer Hypothese. Leitlinie aber bleibt im Realismus das Wort Newtons: *hypotheses non fingo. Quidquid ex phaenomenis non deducitur occultarium, hypothesis vocanda est; et hypotheses seu metaphysicae seu qualitates occultarum seu mechanicae in philosophia experimentalium locum non habent.* 2. Was sich im Phänomen enthüllt, in humanistischer Denkweise, ist ein theologisch-eschatologischer Vorgang: d. h. Apokalypse als Eschatologie. Das ist Aristoteles, der aber gerade von der modernen Physik abgelehnt wird. Der Physiker E. Mach (Wien) gibt in seinem Werk: *Analyse der Empfindungen* 1911⁶ diesem Gedanken in seinem Vorwort zur 2. Auflage 1900 Ausdruck: «Meinen erkenntnistheoretisch-physikalischen und den vorliegenden sinnphysiologischen Versuchen liegt dieselbe Ansicht zugrunde, daß alles Metaphysische als *müßig* und die Ökonomie der Wissenschaft als *störend* zu eliminieren sei.» Anschließend folgen «Antimetaphysische Vorbemerkungen». Mag sich seither manches geändert haben, die Denkungsart des Phänomenalismus blieb. (Anm.: In praxi unterscheiden sich Realistiker und Gymnasialisten etwa beim Philosophicum meist dadurch, daß jene das Fragen vom Phänomen zum Grunde hin ... und damit das in Österreich vorgeschriebene Philosophicum als überflüssig empfinden, diese hingegen unzufrieden sind mit der Feststellung des nur Sichtbaren und Meßbaren; jene bleiben in ihrer Arbeitswelt, diese kommen ein Weltbild, das die Unterscheidung Wirklichkeit und Erscheinung kennt. — Vgl. auch A. Marcis [Innsbruck] Vorwürfe gegen Aristoteles in: «Das neue Denken der modernen Physik.» 1957, S. 13 (!!) Für den Phänomenalisten berechtigt nichts, eine Unterscheidung zwischen «eigentlich Seiendem» und dem *ὄντως ὄν* zu hypostasieren. Die Frage nach dem *κόσμος νοητός* erfolgt aus einem Überfluß, der die Exaktheit gefährdet. Im Hintergrund solchen Denkens steht der Wahrheitsbegriff von Arcanarius und E. Mach, d. h. das Prinzip der *Denkökonomie*, d. h. das Denken der Welt gemäß dem Prinzip des kleinsten Kraftmaßes (Arcanarius: *Prolegomena zu einer Kritik der reinen Erfahrung*, 1876). Die metaphysische Frage nach dem *τὸ ὄν* und nach den Gründen (nicht nach der Kausalität) verwirren danach nur die Situation der Erfahrung; sie möge stellen, wer Muße hat und befragen ist in einer animistischen Vorstellungswelt, nach den Zwecken, also teleologisch fragend, über die Richtigkeit solchen phänomenalen Verhaltens im engsten Forschungsbereich hat nur der Wissenschaftler zu befinden. Die grandiosen Ergebnisse der mathematischen Physik geben der vorläufigen Begrenzung recht. Sie formt das berechnende, planende Denken. In Ermangelung einer tragenden Weltanschauung wird allerdings dann häufig die spezifische Exaktheit, die Wissenschaftlichkeit zur Religion, ja Konfession. (Vgl. K. Rahner: *Wissenschaft als Konfession*, Vortrag bei einer Tagung mit dem Thema: *Christliche Besinnung für Naturwissenschaftler*, veröffentlicht in den «Schriften zur Theologie», Bd. III, Benzinger-Verlag, Einsiedeln 1956, und im «Fahrenden Skolast», November 1958, Nr. 5).

Folge davon ist die oft erschütternde weltanschauliche Ahnungslosigkeit mancher nur rechnender Denker dem Problem des Atheismus und Materialismus gegenüber.

Das Problem eines weltbildlosen Denkers muß an dieser Stelle offen bleiben. Dem nachdenklichen Denken entspricht dies letztlich gewiß nicht. Daher mancherorts die Angst vor jedem Humanismus, der metaphysisch weiter und tiefer denkt.

b) Sprache und Kalkül

Als wissenschaftlich die Neuzeit begann, formulierte Kepler den Satz: *Ubi materia, ibi geometria!* und schloß die Forderung daran: Messen, was zu messen ist, und meßbar machen, was noch nicht meßbar ist. *Sedimus ad tabulam, calculemus.* — Bei solcher Denkungsart kann die Sprache nicht mehr den alterwürdigen Charakter der Herkunft aus dem *lógos* haben. Sie wird zum Kalkül. In humanistischer Sprachgesinnung gilt das Wort M. Heideggers für die Sprache: sie ist das Haus des Seins, wie die Wolken die Wolken des Himmels sind (Platon: Lehre von der Wahrheit, 1947, S. 119).

Für das nachdenkliche Denken ist das Wort *Lichtung* des Seins, es baut am Haus des Seins, es entdeckt (*ἀφάνει*), es bringt das stumme Sein zur Sprache, es «entbindet» den eingeborenen *Logos*. Wie oft durchstrich etwa der Wortbedenker G. Trakl, dem M. Heidegger sehr nahe steht (Kreis um Prof. Ficker, Innsbruck), ein dichtendes Wort, bis er überzeugt war, das offenkundige Wort gefunden zu haben. Dem berechnenden Denken ist Sprache Kalkül, Konvention. Es leidet an der Vieldeutigkeit, am Allegorischen der Sprache, während das humanistische Denken diesen «Mangel» als Vorzug empfindet (vgl. Vortrag Fr. G. Jüngers: *Sprache und Kalkül*, 1953 in München, veröffentlicht im Buche: *Die Künste im technischen Zeitalter*, Wissenschaftliche Buchgesellschaft Darmstadt 1956, S. 36 ff.). Denn die Wirklichkeit verläuft nicht nach einem Kalkül. Das Wort ist keine Funktion, sondern nimmt als Wortdenken am oft widersprüchlichen, bewegten, oft dialektischen Sein teil. (Vgl. dazu die Vorrede Jakob Grimms zu seiner deutschen Grammatik!)

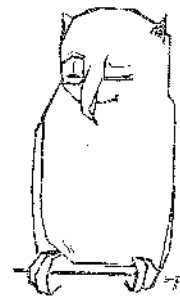
Der Kalkül ist erfunden, logisch, symbolisch, die organische Sprache hingegen wächst aus dem Vernehmen des Seins. Der Dichter, der Verwalter des Wortes, rechnet nicht, sondern lauscht und sammelt (*λέγει* im Sinne von lesen, Ahren lesen) das Verströute.

Rechnendes Denken geht von der Überzeugung aus, man könne über die Sprache verfügen; es neigt zu einer Technik des Sprechens, gesteuert von ökonomischer Planung und Versuchlichung. *Calculemus*. Doch wo das Sein nicht mehr verrechenbar ist, verrechnet sich das Denken. Liebe zum Wort führt näher zur Wahrheit als die funktionale Exaktheit des Logistikers. Denn Wort heißt *λογισμός*, (Heraklit, Frg. 122), heißt Herausgehen, Eingehen, heißt uns, die lautlose Stille des Seins, die Botschaft des *Logos* vernehmen. Solche Gesinnung weist wesensmäßig in das Metaphysisch-Religiöse.

c) Pragmatismus

Humanistische Bildung wächst aus dem Boden griechischer Metaphysik, die da war *ἀριστήρη πρότων ἀρχῶν καὶ αἰσῶν θεωρητική* (Arist. Met. A 2982 b 9), geboren aus dem Staunen über das Seiende im Sein (vgl. M. Heidegger: Dies wurde für die Griechen das Erstaunlichste. — Was ist das — die Philosophie, 1956, S. 22). Solches Denken nimmt den Ursprung in den Blick; es macht das Denken nicht leichter. Daher eignet dem nachdenklichen Denker eine gewisse cruste Schwermut, da sie «Rückschritt» in die Vorvorgangeneit des Geistes bedeutet — Einkehr in das Geheimnis der Seele (Augustinus). Solches Wissen ist zu innerst «Bildungswissen». Es dient vor allem dem Werden und der Entfaltung der Persönlichkeit. Max Scheler (*Die Wissensformen und die Gesellschaft*, 1926, S. 250) und in letzter Zeit W. Stark (*Die Wissenssoziologie*, Ein Beitrag zum tieferen Verständnis des Geisteslebens, Enke Verlag, Stuttgart 1960) gehen dem aktuellen Problem «Arbeit und Erkenntnis» nach. Neuzeitlich naturwissenschaftliches Denken ist primär und großartig *Leistungswissen*. Es ist das Wissen der positiven Fachwissenschaften. Es denkt in der Form des Wissenspragmatismus. «Höchstes Ziel dieses Wissens ist überall, wo und soweit es möglich ist, die Gesetze zu finden des raumzeitlichen Kontaktes der in bestimmten Klassen geordneten, uns umringenden Erscheinungen. Solche Gesetze suchen wir keineswegs, weil wir ein besonderes Vergnügen an Gesetzen haben, sondern unwillen unserer Herrschaft über die Welt und über uns selbst.» (M. Scheier: *Wissensformen*, S. 250). Nicht zufällig münden diese theoretisch angesetzten Wissenschaften in der Technik. Die *Nutzbarkeit* prägt eindeutig dieses Denken. Denkökonomie herrscht; es verdorrt aber jener Boden (humus), aus dem die abendländische Kunst und Spielkultur erwuchs (vgl. Huizinga: *Homo ludens*). Der soziologischen Untergrund und die Motive des realistisch-naturalistischen Weltbildes hat der Soziologe W. Sombart tiefgründig interpretiert (Der proletarische Sozialismus 1934: Das Moment der Ablehnung des platonisch-aristokratischen Prinzips der *μέθεξις*, die Bedeutung der Quantität, der Öffentlichkeit, geboren aus Mißtrauen, das Egalitätsprinzip, der Rebellion gegen die Tradition). W. Stark stellt sogar antithetisch gegenüber: das nominalistische, funktionale, egalitäre Denken einerseits, das aristokratische-metektische (von *μέθεξις*) andererseits. Überspitzt und noch der Interpretation bedürftig, könnte man sagen: Berechnendes Denken ist Geist in Welt (d. h. primär gerichtet auf Welt und dort daheim), nachdenkliches Denken (Fortsetzung nächste Seite)

Die Eule



blinzelt

Die Eule ist gekränkt

Kürzlich machte ein Leser des «Skolasten» die Bemerkung, daß die Spalte «Die Eule blinzelt» ganz lustig und unterhaltsam sei, vor allem weil die Dinge ironisch gebracht würden. Es sei sehr gut, über altbekannte Dinge und Zustände hier und da einen Witz zu machen.

Du lieber Witz! Wenn der Südtiroler angenehme und unangenehme Dinge in der Gestalt eines Witzes präsentiert bekommt, dann lacht er gerne und ausreichend. Witz erzählen ist eine gesellschaftlich hochankundierte und hochqualifizierte Beschäftigung. Wer es gut kann, ist ein gemachter Mann.

Das liebe Witzerzählen! Die Zuhörer (Leser) lachen, der Erzähler lacht. Man fühlt sich wohl und frei — der Gegenstand des Witzes kann ruhig ad acta gelegt werden.

Es nützt gar nichts, daß die Witzerzähler in diesem Falle mehr wollen als den Witz. Daß sie im Grunde oft die Dinge und Zustände kritisieren, offen schildern wollen. Sie wählen diese charmante Form der Mitteilung, weil sie ihnen liegt und weil sie einem tierischen Ernst abhold sind. Man muß nicht gleich in Fechterstellung gehen.

Ja, wenn das Unangenehme oder die bittere Pille den anderen betrifft, da kann man ruhig lachen; wenn das Unangenehme aber einen selbst angeht — dann war es eben nur ein Witz.

st

Die Moral und wir

Die Uhr zeigte 8.30 Uhr abends. Es häutete.

Vier Herren standen draußen. Mit ernstem und unbeweglichen Gesichtern blickten sie mich an. Ich fragte: «Bitte?» Einer der Herren sagte mit Nachdruck: «Wir sind von der Moralischen Aufrüstung!»

Ich war überrascht, erstaunt. Fragend sah ich sie an. Doch keiner der Herren hatte dem etwas hinzuzufügen.

Nach einer Weile peinlichen Schweigens mußte ich sie in das Sekretariat bitten. Die Herren setzten sich.

Ich fragte sie nach dem Grund ihres Besuches. Etwas ungehalten über die Frage sagten sie, daß wir uns schon längst kennen müßten; sie seien gekommen, um mit uns näheren Kontakt aufzunehmen. Auch sollten wir uns für das Theaterstück einsetzen, das am nächsten Tag von ihnen

Weil im Geiste (Welt in der Spiegelung des Geistes). Jenes Forschen muß der Welt gerecht werden und muß aus inneren Strukturgründen den Akzent auf Exaktheit legen, da die Zukunft des Ablaufes ungewiß ist. Die Sorge des Rechners lautet: Stimmt es? (Sorge als ein Motiv) der Realisten, Eros als Denkbewegung des Humanisten, dieser kann sich der alten, ewigen Wahrheit an sich anheingeben: «Je älter wir werden, um so sicherer sind wir, daß wir wahrhaft sind. Und es ist wahr, daß uns eines nicht genommen werden kann: das, was wir waren und darum sind. Der Adel der Herkunft des Geistes.»

Beide Denkart, die nachdenkliche und die rechnende, die humanistische und die realistische, haben in ihrem Bereich ihr Recht und schenken der Kultur großartige Werte. Beide Weltbildformen - so scheint mir - können aber nicht so einfach organisatorisch äußerlich vermengt werden. Die notwendige Begegnung organisch zu fügen, ist die schwere Aufgabe der Erzieher, soll das Abendland nicht in einem «Tun ohne Bild» (Rilke, 9. Duineser Elegie), in hektischer Betriebsamkeit sein Antlitz verlieren.

Das rechnende Denken ist kein besinnliches Denken, das dem Sinne nachdenkt, der in allem waltet, was ist. (M. Heisenberg, Gelassenheit, S. 15.) Ein fast biologischer Vorgang großartigen Ausmaßes vollzieht sich vor unseren Augen (Heisenberg, Teilhard de Chardin), das auch unser Denken in einer gefährlichen Weise (Heisenberg: Das Naturbild der heutigen Physik, S. 39) umgestaltet hat. Ruft aber nicht gerade ein Wort Heisenbergs, in demselben Vortrag gesprochen, gerade und verantwortlich das nachdenkliche Denken wieder auf den Plan: «Ungewißheit in den Regungen des Geistes... daß zum erstenmal in der Geschichte der Mensch auf dieser Erde nur noch sich selbst gegenübersteht (S. 41). Aber jedenfalls schließt schon das Bewußtsein, daß die Hoffnung des Fortschrittsglaubens eine Grenze findet, den Wunsch ein... ein Ziel zu erreichen (S. 47).» Der Mensch ist wiederum auf sich und sein Ewiges zurückgerufen. Aufgabe, mühsame und schwierige Aufgabe humanistischer Erzieher wird es sein, wie einst Sokrates, den jungen Menschen zum Nachdenken zu führen, damit er die Botschaft des Absoluten vernehme. Junge Herzen werden gewiß dankbar sein, wenn einmal die Krise der Grundlagenforschung Antwort heischen wird und die Sinnfrage auch dem rechnenden Denken gestellt wird. In der Krise berechnenden Denkens werden die Fragen brennend nach dem Lichtgrund der Phänomene, nach dem Wort oder der Sage göttlichen Seins und inmitten der Betriebsamkeit und Technik nach der Besonnenheit. Dies heißt *μετνοια*, Nachdenken. Und dazu erzieht seit je der Humanismus.

1) vgl. Weltbilddenken und Weltbildtypen der neueren Philosophie in: Auer-Thum: Weltbild und Metaphysik (Bücherei der Salzburger Hochschule, Wien, 1958, 11—72).
K. Jaspers: Psychologie der Weltanschauungen, 1954
Loisegang: Denkformen, 1928
M. Scheler: Philosophische Weltanschauung, 1945.

Offene Stellen

Dr. Prof. Edgar Pizzocco, Bozen, Mazzeschgasse 3, Tel. 24 010, sucht zwei fertige Ärzte (Südtiroler) für ständige Plätze als Chirurgen in Bozen.

Außerdem zwei Assistenzen für die Chirurgische Abteilung im Städt. Krankenhaus in Bozen.

Der Bozner Rundfunk sucht dringend einen Musiksachverständigen für die Programmgestaltung.

Bozner Rundfunk, Tel. 35 1 91, Programmabteilung (intern 273).

Der Autonome Südtiroler Gewerkschaftsbund sucht Juristen oder Wirtschaftsberater.

Südtiroler Gewerkschaftsbund, Bozen, Dr. Streitergasse 4, Tel. 23 1 85.

An Altakademiker!

Wir bitten alle Altakademiker, die den »Fahrenden Skolasten« weiterbeziehen wollen, 1000 Lire für den Jahrgang 1966 an die Südtiroler Hochschülerschaft, Bozen, Dr. Streitergasse 20/II (Postkontokorrentnummer 14/1177) einzuzahlen.

Gleichzeitig bitten wir sie und alle Mitglieder, eventuelle Änderungen der Heimatanschrift gleich der SH mitzuteilen.

Promotionen

Ganierer Albert, Doktor der Rechtswissenschaften an der Universität Padua;

Plärer Roland, Doktor der Veterinärmedizin an der Universität Bologna;

Pobitzer Hansjörg, Doktor der Rechtswissenschaften an der Universität Florenz;

Teiser Johann, Doktor der Rechtswissenschaften an der Universität Padua.

veranstaltet würde. Die Tagespresse hätte schon positiv darüber berichtet.

Ich mußte nun mit einer gewissen Naivität gestehen, daß ich von der moralischen Ausrüstung bisher sehr wenig gehört hätte und ich bat sie, mich näher zu informieren.

Die Herren waren nun sichtlich aufgepracht. Ich sah halb entrüstete, halb vorwurfsvolle Mienen. Einer der Herren sprang plötzlich auf, lief zu den Zeitungsstößen in der Ecke, ergriff ein kleines Blättchen, das dort irgendwo gelegen hatte, schwenkte es triumphierend und hielt es mir schließlich vor die Nase: «Da, sehen Sie, hier ist unsere Zeitung, die MRA. Und Sie haben sie noch nie gesehen?»

Nun war ich vollends eingeschüchtert. Die Herren blickten streng und unbarmherzig drein. Ich war mir bewußt, daß ich vieles nachzuholen hätte.

Wie viele andere Südtiroler (der Saal war vollbesetzt), besuchte ich am nächsten Abend das Theaterstück.

Als alles vorbei war, und ich im Strom der zufriedenen und durchaus angesprochenen Zuschauer dem Ausgang zustrebte, sah ich die vier Herren wieder. Sie standen bei den Ausgangstüren, links und rechts je zwei aufgereiht, und blickten mit offener Befriedigung und unverborgener Freude in die Menge. Im Schein der hellen Lampen standen sie da und mir fiel auf, daß sie im Grunde biedere Männer waren und gewöhnliche Gesichter hatten. Wenn ich durch sie vorher nicht eines Besseren belehrt worden wäre, hätte ich solche Typen als gewöhnliche Spießbürger angesehen; dies können sie aber gar nicht sein, da sie ja moralisch aufgerüstet und deshalb etwas Besonderes sind.

Es war wunderbar anzusehen. Ein Großteil des Publikums war gerührt, die Katharsis-Wirkung war nicht übersehbar. Die Gesichter der vier Herren waren vorklärt. Ein gemeinsames Gefühl beherrschte die Szene; man hatte sich verstanden.

Seither bin auch ich moralisch aufgerüstet!

Nova aetas?

Die Eule wird so manchmal blinzeln müssen, wenn sie sich das Treiben in der Südtiroler Hochschülerschaft mißansieht. Ob es aus Freude oder Unlust geschieht, ist dem Urteil jedes einzelnen überlassen. Auf keinen Fall teilnahmslos konnte ihr Verhalten bei einem Vorfall sein, von dem kurz berichtet sei.

Als bei unserer letzten Versammlung in Bozen einige geistliche Herren sichtbar wurden und darauf doch wohl gutgemeinte Worte an die Anwesenden richteten, da konnte man — nicht nur einmal — die einem hugenottischen Befehl ähnliche Bemerkung vernehmen: «Außi mit dia Schwarzni!»

Recht nette Worte im Tirolerjargon! Leider wurden sie nicht entschiedener und deutlicher hervorgebracht. Diese reich überlegte Aufforderung — kopflose Äußerungen stammen nicht von Hochschülern — hätten es verdient, von allen gehört zu werden. Unverständlich bleibt, daß nicht jeder, der das Glück hatte, diesen geistreichen Vorschlag zu hören, gleich begeistert mitschrie! Macht sich wieder einmal das konservative Element bemerkbar? Man weiß es offenbar nicht zu schätzen, daß auch in der Südtiroler Hochschülerschaft etwas von dem, was man Zeitgeist nennt, Wurzeln schlägt!

Eine neue Epoche bricht an! Es kommt was Modernes! Akademiker machen den Anfang. Wer hilft mit? Erforderlich ist für diese Pionierarbeit wenig; Alles, was nicht Akademisch ist.



Verlag **Althesia** Gen. u. H.



... Unser Herrmann gibt sich sehr gern als Tiroler; er singt gern von den weißen Firnen mit den Gletscherstirnen, von den Alpenrosen, von der Bäche Tosen und den Lederhosen...

... dabei aber verhehlt er keineswegs, daß ihm seine Landsleute noch mancher Verbesserung bedürftig erscheinen...

[Aus Ludwig Fleub: Sängerkrieg in Tirol, S. 54]

Offene Stelle

In der Vorstandssitzung der SH vom 28. Dezember 1965 wird der Vorschlag eingebracht, ein Referat für Meinungsforschung einzuführen. Doch da die Statuten die Kooptation eines weiteren Ausschußmitgliedes nicht erlauben, hat sich der Redaktionsstab des Skolasten bereit erklärt, eine entsprechende Stelle zu schaffen und mit einem fähigen Mann zu besetzen. Dieser hat nur die Aufgabe, in sämtlichen Hochschulgruppen der SH Bekanntheit, Stellungnahme und Liebe der Studenten zum Skolasten zwecks besserer Gestaltung zu untersuchen. Mit besonderer Aufmerksamkeit soll die Befragung die Verwendung des Skolasten feststellen. (Nach einer verleumderischen und gewiß unrichtigen Meldung soll es vorgekommen sein, daß ein Südtiroler Student den Skolasten drei Tage lang auf dem Tisch ungelesen liegen ließ und am vierten damit den Ofen anfeuernte!)

Ze

Die kapitolinischen Gänse

Wir sind noch einmal davongekommen! Einer der heimlichstesten Anschläge auf unser «Kapitol» konnte noch rechtzeitig aufgedeckt und vereitelt werden.

Sie denken an einen kommunistischen Gewaltakt? Oder an verbrecherische Umtriebe im Stile der Mafia? — Ich meine etwas viel Schlimmeres! Ich meine den «gefährlichen Strudel» in den «ein einziger Hochschüler mit der Unterstützung

(Fortsetzung nächste Seite)

DIE „MORALISCHE AUFRÜSTUNG“

Wie man Phrasen mit Phrasen

Die Schweiz beheimatet nicht nur die Abrüstungskonferenzen, sie beheimatet auch einen Verein aufrechter Frauen und Männer, die vom laulen Frieden nicht viel halten und daher das trotzig-stolze Wort «Aufrüstung» auf ihre Fächchen geschrieben haben. Natürlich handelt es sich dabei um kein Konkurrenzunternehmen zu Genf, denn das Wort «Rüstung» meint in beiden Fällen nicht dasselbe: Dort bezieht es sich auf militärisches, hier auf moralisches Gebiet! Und während es in Genf nicht recht weitergehen will, kämpft die Armee der moralischen Aufrüster (sprich: Heilsarmee) bereits sehr erfolgreich an allen Fronten der Welt, wie überhaupt das ganze Unternehmen unter einem günstigen Stern geboren zu sein scheint.

Ein kleines Trüppchen dieser wackeren Streiter ist kürzlich schon zum zweiten Mal bis nach Südtirol vorgestoßen, offenbar in der Erkenntnis, daß auch hierzulande (im «heiligen Land Tirol») ein bißchen moralische Aufrüstung nicht schaden kann.

Als Kanzel dient ihnen die Bühne. Einerseits, weil ja gerade von ihr so viel Unheil ausgeht (Brecht! Sartre! Camus! etc.), andererseits, weil man erfahrungsgemäß nur mit etwas Techni-bum-trava den sprichwörtlich gewordenen Hund hinterm Ofen hervorlocken kann.

Und in der Tat: Selbst wer erst im Wörterbuch nachschlagen mußte, was unter «Moral» zu verstehen sei, kam auf seine Rechnung, da die Veranstalter — eingedenk der Tatsache, daß auch und gerade ein Moralprediger mit der Zeit gehen muß — mit Sex und heißen Rhythmen nicht gespart hatten. Eine «saftige» Sprache ließ selbst die Abgebrühten aufhorchen und über so viel Modernität der Moralprediger anerkennend nicken. Eines freilich haben sie mit den Moralpredigern aller Länder und Zeiten dennoch gemein: So lange es recht irdisch zugeht, ist man voll und ganz bei der Sache, sowie aber die Predigt anfängt, wird es höchst langweilig und man schläft ein.

«Mr. Brown steigt herab» hieß diesmal das Stück, und es stammte wie das vorigen Jahres («Durch die Gartenmauer») von dem altbewährten, kürzlich verstorbenen «Leiter des Weltprogramms der Moralischen Aufrüstung» Peter Howard, «einem der bestinformierten Männer unserer Zeit». (Die Zitate stammen aus dem Programmheft.) Gütig wie er ist, behält er jedoch sein Wissen nicht für sich, sondern steigt von der Höhe der Weisheit zu uns gewöhnlichen Sterblichen herab, um uns mit seinen Ratschlägen zu beglücken, so wie das im Stück Mr. Brown (sprich: Christus) tut, den Mr. Howard, gar nicht sonderlich bescheiden, als sein Sprachrohr benützt. Es sind erschütternde Neuigkeiten, die man da zu hören bekommt.

Wir sind moralische Faulpelze und haben die Krone lieber als das Kreuz! Die eigentlichen Christismörder sind die Christen, versuchen sie doch Christus zu popularisieren und somit zu verkleinern,

eine absolute moralische Forderung zu entmänneln! Christus wurde aber nicht getötet, weil ihm ein Fachmann für Public Relations fehlte, «Christus wurde umgebracht, weil er etwas war, nicht weil er etwas nicht war!»

Dabei sind die Feststellungen, die man im Programmheft zu lesen bekommt, noch von erstaunlichem Niveau, im Vergleich zu den Phrasen, mit denen die Personen des Stückes um sich werfen, in der edlen Absicht, damit «gängigen Phrasen» den Garaus zu machen. Der prometheische Mensch, dargestellt durch einen Neger, hat die klassischen Atheisten alle brav durchgebüffelt und kann daher die altbekannten Sätze fehlerlos auf sagen:

Nicht Gott hat die Menschen, sondern die Menschen haben Gott erschaffen! Ergo ist Gott nur ein Hirngespinnst, das man abschaffen muß, denn der Mensch gehört sich selbst! — Ach, was sind diese Atheisten wie Feuerbach, Marx, Sartre etc. doch harmlose Trottel! Ein mitleidiges Lächeln gleitet über Mr. Browns Züge, und er wiederholt geduldig, was er schon mindestens hunderttausend Mal gesagt hat: Wenn ich, Gott, nur ein Hirngespinnst bin, warum ereiferst du dich so? Was nicht existiert, braucht man doch nicht abzuschaffen! Aber dein Haß beweist, daß du in tiefster Seele doch an mich glaubst! — Über die Tiefen der Seele scheint der Neger nicht Bescheid zu wissen, er gibt sich geschlagen, und der Atheismus ist damit erledigt.

Sehr richtig wird dann noch festgestellt: Gott ist nicht weiß! Für die Schwarzen ist er schwarz, für die Gelben gelb und für die Roten rot! Die Gottlosen (sprich: Kommunisten) sind den Christen in mancher Hinsicht überlegen, so vor allem, was die Aufrichtigkeit betrifft! Die Lieblingsbeschäftigung der Christen ist noch immer nicht das Beten und Kämpfen, sondern das Schlafen! Die Schlimmsten unter ihnen, die eigentlichen Feinde Christi sind die «Manager der Macht», zu denen in erster Linie die Bischöfe gehören. Gegen Dämonen und Strichjungen dagegen soll man keine Vorurteile haben, viele von ihnen wären die ersten, die Christus nachfolgen würden, wenn er erschiene!

Da er sich aber nicht blicken läßt — so doziert Howard weiter — könnte man den Eindruck haben, er sei auf seinem «Hügel» eingeschlafen. Aber dieser Eindruck trägt, denn der hügelstürmende (sprich: himmelstürmende) rebellische Neger muß oben angelangt zu seinem Erstaunen feststellen, daß er statt dessen brav die Zeitung liest und daher bestimmt auch zu den bestinformierten Männern unserer Zeit gehört wie Mister Howard. Einmal aus seiner gemütlichen Zurückgezogenheit aufgeschreckt, erklärt er sich bereit, zu den Menschen hinabzusteigen, um zu beweisen, daß er alles eher als ein bloßes Hirngespinnst ist. Unten zeigt es sich, daß noch alles beim alten ist: Huzerei wird wie stets groß geschrieben (sogar der Bischof kokettiert mit einer Dirne), die Natternbrut der Pharisäer hat der Teufel noch immer nicht geholt,

IN SÜDTIROL

bekämpft

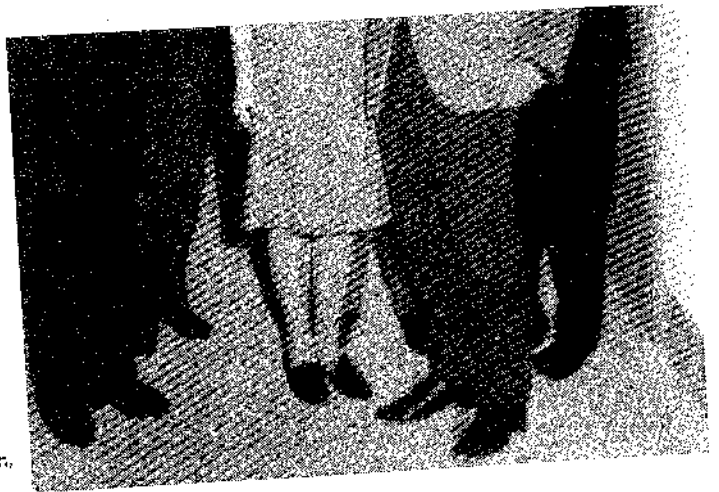
nur daß sie jetzt mit Vorliebe im Kleid der Bischöfe auftritt; der Neger ist noch immer der geschundene Sklave der Weißen, die er denn auch wie die Pest haßt und am liebsten samt und sonders ausrottend würde. Neu ist lediglich das Geschmeiß der Journalisten, die mit der Welt schon längst fertig sind, und unter dem Motto «nach uns die Sündflut» dem Publikum das geben, was es haben will.

Was für die Welt ein höchst trauriges Zeugnis ist — der Umstand, daß sie sich nicht geändert hat — ist für «Christus» sein höchster Vorzug. Dem blondgeockelten Mr. Brown ist daher nichts wichtiger als der Nachweis, daß er sich in den zweitausend Jahren um keinen Deut geändert hat: Auch er schüttelt die Wunder nur so aus dem Ärmel, was ihm die Ungläubigen — wie könnte es anders sein, besonders wenn da guter Whisky in Wasser verwandelt wird — als «faulen Trick» auslegen. Auch er steht unerschütterlich zur Wahrheit («eine Hure ist eine Hure»), und stolz zeigt er, daß die Wundmale an seinen Händen noch immer bluten — was selbst dem blutdürstigen Neger die Nerven raubt. Kurz und gut, dieser Mister Brown versteht es mit Wundern und blutenden Wunden unzugehen, wie ein guter Zaubermeister mit seinen Tüchern und Schachteln, und er erzielt dabei Publikums-effekte, die jeden Varietékünstler vor Neid zum Erblassen bringen müssen.

Zwischendurch — zwischen den Wundern und den Bonmots der Dirne — wird gepredigt. Was aber gern eine zweite Bergpredigt sein möchte, erreicht mit Mühe und Not das Niveau der Sonntagspredigt eines Heilsarmisten: Gott ist ebenso in der Kapsel der Raumfahrer wie im Misthaufen! Der Mensch ist keine «Insel» (das ist Unsinn, Phrase), sondern Glied der großen Gemeinschaft! Der Haß muß durch die Liebe besiegt werden! Sex ist eine natürliche Gegebenheit und daher an sich weder gut noch böse! etc.

Wo einmal wirklich ernste Probleme auftauchen (wie läßt sich die Güte und Allmacht Gottes mit den Greuel der Kriege, Konzentrationslager etc. vereinbaren?), da werden sie entweder schlaue überspielt oder stillschweigend fallengelassen. Wie wunderbar einfach und problemlos ist doch die Welt in diesem «modernen Mysterienspiel»! Wie leicht hat es da Mister Howard, uns einen Weg zu zeigen! Wie leicht läßt sich da behaupten: «Ich schreibe, um den Menschen eine Richtung zu weisen. Die Richtung ist klar. Das Ziel ist einfach.» Wahrlich, da lob ich mir die «zweifelhäftigen Haarspaltereien», gegen die Howard wahrscheinlich nur deshalb so wettet, weil es ihm zu viel Mühe bereitet, ihnen zu folgen. Gleichzeitig aber ist er schlaue genug, um zu wissen, wie man das einfache Volk gewinnt. Daß die bauernfängerischen Phrasen doch immer die selben sind! Und so etwas nennt man dann schlicht «hintergründige Ironie und hintergründige Symbolik»! Die Hintergründe und Untergründe kennt man! Wie an Phrasen, so wimmelt es in diesem Stück auch an billigen Klischeevor-

Von links nach rechts:
Durnwalder, Zelger,
Fioreschy Stuffer, Zaner,
Waldthaler



stellungen: Da gibt es den pharisäischen Bischof (von dem es im Programmheft heißt, er sei ein «falsches Bild, eine Art Karikatur». Doch webt Howard mit großer Lust an diesem «falschen Bild», weißer, den rebellischen Schwarzen, die geisteslosen Journalisten, die Dirne mit dem guten Herz, den ungläubigen Arzt. Nur gut, daß Howard die Handlung nicht zu erfinden braucht: Denn wenn Christus in diese unsere heutige Welt kommt, dann spielt sich alles so ab, wie vor zweitausend Jahren: Die Ungläubigen lassen sich nicht überzeugen, die Pharisäer stellen sich ihm nach, und ein Judas verrät ihn. Nur die Hinrichtungsmethoden sind inzwischen etwas humaner geworden: Statt aufs Kreuz, braucht sich Mr. Brown — von der Dirne zärtlich «Schätzchen» genannt — nur aufs Bettchen zu legen und eine Pille zu schlucken, was er, artig wie ein wohlgezogenes Kind, auch tut. Und siehe da, sein Opfertod ist nicht umsonst, denn Rebell, Dirne und Pharisäer (einer der Pharisäer) wissen nun plötzlich, was sie zu tun haben: Sie fallen aufs Knie und beten ein Vaterunser. Edelmütig bezeichnet sich jede dieser drei Personen als der eigentliche Mörder Browns und klopf sich demütig an die Brust — und der kritische Zuschauer klopf sich an die Stirn: Das uns, Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts?

Es wäre kaum der Mühe wert, über die ganze Sache auch nur ein Wort zu verlieren, wenn nicht eines sehr bedenklich stimmen würde: ein donnernder Applaus des Publikums und die Lobeshymne im «Tagblatt der Südtiroler». Dummheit schmeißt sich da mit einer gewissen Schadenfreude: Schadenfreude über die Bloßstellung der anglikanischen Kirche — denn daß alle Angriffe des Stückes nur der anglikanischen Kirche gelten, setzte man als selbstverständlich voraus, so daß sich selbst Theologen ungeniert auslachen konnten. (Hätten diese Theologen nur ein bißchen genauer ins Programmheft geguckt und ein bißchen aufmerksamer hingehört, dann wäre ihnen das Lachen höchstwahrscheinlich vergangen.) Schadenfreude vielleicht auch darüber, daß (bei vielen Südtirolern nicht gut angedacht) «allzu eifrigen» und «allzu modernen» Erneuerern hier eines ausgemerzt wurde. Gewiß, diese Schadenfreude war nicht boshaft gemeint, man nahm das Ganze wie üblich als eine große «Hetze», und diese «Hetze» muß nun einmal sein!

Ich erlaube mir zum Schluß noch die Bemerkung, daß meiner Ansicht nach hierzulande eines bei weitem mehr notwendig als moralische Aufrüstung: geistige Aufrüstung!

Dr. Viktor Guardia

Die kapitolinischen Gänse (Fortsetzung)

einiger unterschwelliger Elemente» die gesamte Hochschülerschaft «hinzuzureißen» versuchte.

Daß es sich tatsächlich um einen Anschlag gehandelt hat, ist klar erwiesen. Ein einziges Interview — was sage ich — ein einziges Wort («Ka...») kann Bände sprechen.

Jetzt noch schlottern mir die Knie, wenn ich daran denke, wie unbedacht ich mich von Hochschülern in Gespräche verwickeln ließ, wie leichtsinnig ich ihnen Glauben schenkte, ohne sie vorher auf Linkstendenzen und andere geistige Karrieren ausgeforscht zu haben. In meiner Tollkühnheit ließ ich mich sogar dazu hinreißen, manch einem kameradschaftlich die Hand zu schütteln! — Ich weiß, das ist unverzeihlich. Aber wir waren ja alle so ahnungslos, bis uns dann endlich das Schnattern kapitolinischer Gänse aufschreckte.

Genau genommen handelt es sich bloß um eine Gans (wenn ich hier von Gänsen spreche, meine ich das natürlich rein symbolisch!), doch das heldenhafte Vieh schnatterte mit der Inbrunst eines ganzen Stalles, so daß der Plural durchaus gerechtfertigt ist. — Wie Sie wahrscheinlich bereits verstanden haben, spiele ich mit all dem auf den aufrüttelnden Artikel eines gewissen Herrn «C» in den «Dokumenten» vom 20. 1. 66 an, der uns darauf aufmerksam machte, daß in der Hochschülerschaft zur Zeit der Teufel umgeht.

Man bedenke: Ausgerechnet die Zeit, da jeder anständige Hochschüler und jeder, der einmal einer gewesen war, andächtig den Weihrauch einsog, den man zum zehnjährigen Jubiläum dieser verdienstvollen Gemeinschaft aufsteigen ließ (der genannnte Teufel) für sein Attentat aussuchen. Wie ein Elefant auf Großmutters Teeservice, was Wunder, daß nur einige malerische Scherben übrig blieben, die man nun mit der Wehmut Frau Marthes zusammensuchen kann.

Aber unvorsichtigerweise hat er dabei mit seinen Ketten ein bißchen zu laut gerasselt, und das rief dann die rettende Gans — pardon, das rettende «C» — auf den Plan. Mit dem geschulten Blick eines Don Carrillo entdeckte Herr «C» sogleich wo der Mund begraben lag. Bis in die harmloseste Floskel hinein schnüffelte ihn auf. Aber er tat noch mehr: Mit der gravitativen Stimme eines Großinkvisitors rief er zum Autodafé auf. Jedem möge einen kleinen Beitrag leisten. Er Scheit genügt!

Ohne mich zum zweiten Retter aufspielen zu wollen, stelle ich die Frage, ob damit schon genug getan haben, ob t

mit schon ein für allemal verhindert ist, daß ein Jungakademiker (sprich: Halb-reifer) «sich aufs Glatteis begibt» und dort manch herrliche Kür in eine heillose Purzelei verwandelt? — Ich glaube nicht. Darum schlage ich vor, daß man jedem Mitglied der SH (Ehrenmitglieder natürlich ausgenommen) einen Fragebogen folgender Art vorlege:

Frage (Zutreffendes bitte unterstreichen): Was empfinden Sie, wenn Sie das Wort «links» hören: Angst, Abscheu oder Gleichgültigkeit? — Wenn Gleichgültigkeit: Ilabon Sie sich nie dabei ertappt, daß Ihre Gedanken länger als notwendig bei diesem Wort verweilt? — Wenn ja: Waren Sie sich der Gefahr bewußt? — Wenn nein: Haben Sie mit anderen Personen darüber gesprochen? — Wenn ja: Mit welchen? (Es folgt ein genügend großer freier Raum für die Angabe der Namen) — Was haben diese Personen hierüber empfunden: Angst, Abscheu oder Gleichgültigkeit? — Wenn Gleichgültigkeit... (Aus Raummangel breche ich hier ab, an sich ließen sich die Fragen noch seitenweise fortsetzen.)

Nicht unerwähnt möchte ich auch ein altbewährtes Mittel lassen, das bereits die «Dolomiten» vom 21. 12. 65 ihren Lesern empfohlen hat (sie zitiert die Berlin-Reise einer Österreichischen Persönlichkeit): «Derartigen Erscheinungen gegenüber sollte der «Spott der Nation» und die «gesunde Ironie» angewandt werden, um solchen «Spuk endlich zu vertreiben». (Gemeint waren die linksintellektuellen Auswüchse in der Form der Grass-Romane.) Diese Worte, die mich unwiderstehlich an die seligen Zeiten erinnern, da man unliebsame Bücher kurz entschlossen auf einen Scheiterhaufen warf, bringen mich auf eine überlegenswerte Idee: Wie wär's, wenn man die Ketzer auf ihren eigenen Lasterinstrumenten (z. B. «Skolast»-Jahrgang 11) richten würde?

Das hieße dann wahrlich, den Teufel mit dem Beelzebub austreiben!

- G -

Solidarität

Der Chor der Hochschulgruppe Innsbruck war der Auflösung nahe. Trotz aller Appelle an Idealismus und Kameradschaftlichkeit kamen nur einige Mädchen und null Herren zur angesagten Probe. Wie sollte es möglich sein, in Bozen beim Sängerwettbewerb auch nur den dritten (letzten) Preis zu erhalten?

Die Aussichten wurden besser. Zu den letzten Proben erschienen sogar einzelne Studenten, und die Studentinnen waren meist zu 70% anwesend. Außerdem hatte man gehört, daß die Hochschulgruppe Padua keinen Chor stellen würde. Ein Mädchen meinte: «Wir sind mit dem zweiten Preis sehr zufrieden!»

Der «Chor» fuhr nach Bozen und — welche Überraschung! — Er wurde eindeutig als der beste erkannt!

Ob er deswegen so prächtig gesungen hat, weil einige Sänger der Hochschulgruppe Wien aus echter Solidarität sich verpflichtet fühlten, den Innsbrucker Chor zu verstärken, obwohl sie außer dem Pflichten eines seiner Lieder je gesehen hatten?

Ze

EINSENDESCHLUSS

für die nächste Nummer:

28. MÄRZ 1966

DISKUSSIONSBEITRÄGE

Die Krise des Humanismus

Ich möchte einen Beitrag zu der Diskussion versuchen, die A. Langer mit seinen vielen Fragezeichen über «Krise des Humanismus» (Skolast 16. Jahrg., Nr. 3) zu entfachen versuchte. Leider steht mir das nächste Heft mit seinen möglichen Diskussionsbeiträgen noch nicht zur Verfügung.

Das Problematische am klassischen Humanismus scheint mir der Harmonie- oder Einheitsgedanke zu sein, mit seiner Intention, die «schöne Seele», die harmonische Entfaltung aller Kräfte im Menschen zu schaffen. Von diesem Gedanken müssen wir uns lösen.

Der Bereich, der heute wissenschaftlich erforscht wird, ist so umfangreich, daß es unmöglich ist, auch nur auf mehreren Gebieten tiefergehend orientiert zu sein. Produktive wissenschaftliche Arbeit ist für den einzelnen jeweils nur auf einem ganz kleinen Gebiet möglich. Das aber bedeutet jahrelange Spezialisierung und dauernde Einseitigkeit und diese ist die einzige Möglichkeit, wenn bei ständig zunehmender Weltbevölkerungszahl überhaupt überlebt werden soll.

Den zweiten Kritikpunkt hat die Existenzphilosophie erarbeitet. Bei der Vielfalt und strukturellen Widersprüchlichkeit der auf der Welt vorhandenen und möglichen Lebensformen, müßte eine harmonische Entfaltung aller Kräfte im Menschen zu einer Haltung der Unverbindlichkeit gegenüber widersprüchlichen Lebensmöglichkeiten führen. Die Widersprüchlichkeit zwischen Haltungen in lebenswichtigen Fragen zwingt aber, Entscheidungen zu treffen, d. h. sich in einer Weise festzulegen, die jede Hoffnung auf Harmonie unsinnig macht (vgl. O. F. Bollnow, Existenzphil. u. Pädagog. Stuttg. 1959, S. 102ff).

Mir scheint daher, daß die Frage Langers: «Darf der Mensch weiterhin über sich selbst nachdenken und seine Persönlichkeit entwickeln oder muß er nur mehr handeln?» so nicht mehr gestellt werden kann. Die Persönlichkeit eines Menschen ist nichts angeborenes, das entfaltet werden könnte und handeln ist nicht etwas, was unterlassen werden könnte, da wir immer irgend etwas tun und eben gerade durch das, was wir tun, uns definieren (vgl. Sartre, Ist der Existenzialismus ein Humanismus?).

Außerdem wird ein Gutteil neuer Lebensformen und Haltungen gerade dort, wo Menschen sich als Wissenschaftler in neue Gebiete vorarbeiten, wird also von jenen einseitigen Menschen an der Spitze der wissenschaftlichen Forschung geschaffen.

Über sich selbst nachzudenken, bedeutet dann also, sich von seinem Handeln und seinen Haltungen Rechenschaft abzulegen, sich bewußt zu werden, was man tut und soweit als möglich vorauszurechnen, wohin das führt. Einerseits ist diese Rechenschaft eine Notwendigkeit des nackten Überlebens selbst (Ihr flinweis auf die Atombombe z. B.), zum anderen kann es dem einzelnen auch nicht gleichgültig sein, wie er überlebt. Und wiederum kann der Einzelne nur dann seine Haltungen beurteilen, wenn er sie von mehreren anderen Menschen aus der Sicht ihrer jeweiligen Einseitigkeit definiert und beurteilt bekommt.

Wegen der notwendigen wissenschaftlichen Einseitigkeit und der gefährlichen harmonischen Unverbindlichkeit muß unsere Haltung unhumanistisch sein. Wegen der Notwendigkeit der Rechenschaft muß unsere Haltung aber ein ständiges Fragen nach dem Menschen, d. h. also humanistisch sein. Dieses Fragen darf aber nie auf eine irgendwie festsetzbare Antwort bezogen werden. Da wir nicht wissen, welche Lebensformen Menschen noch hervorbringen werden, müssen wir diese Frage als eine «offene Frage» im Sinne Helmut Plessners stehen lassen.

Was macht es uns aber möglich, die Offenheit, Disharmonie und Einseitigkeit zu ertragen? Hier scheint es mir notwendig, eine Haltung der Mitmenschlichkeit zu schaffen, die im Wissen um die Einseitigkeit jedes Menschen großherzig genug ist, andere Haltungen nicht nur zu tolerieren, sondern sie mit zu tragen und durch produktive Kritik weiterzuhelfen. Darüber hinaus aber müssen wir uns noch darum bemühen — und dieses scheint mir das schwerste zu sein — eine Atmosphäre menschlicher Wärme zu schaffen, die dem einzelnen jene seelischen Kräfte gibt, seine Einseitigkeit und die Disharmonie in seinem Innern produktiv zu tragen. Was hier im einzelnen zu tun wäre, weiß ich leider auch noch nicht.

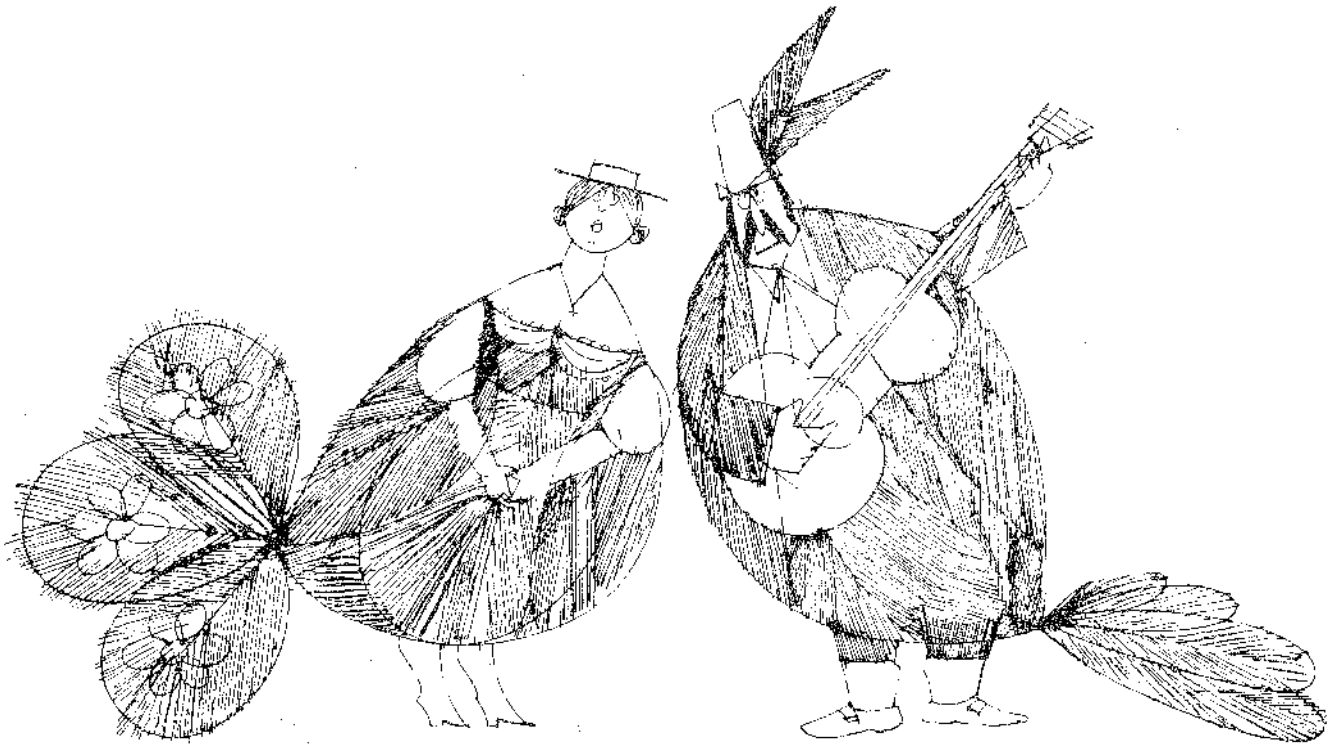
Gudrun Bürmann, Tübingen

Sisyphos verachtet

Gudrun Bürmann vertritt in der Novembernummer des Skolasten (Nr. 4/5 - 1965) die Meinung, die Verachtung sei in hoffnungsloser Situation eine mögliche, sinnvolle Grundhaltung des Menschen, wenn sie bloß Verachtung des ausweglos Unvermeidbaren und Unsinnigen bleibe. Sie verweist auf das von A. Camus gezeichnete Bild eines solchen Menschen in «Der Mythos von Sisyphos». Camus zeich-

net Sisyphos als glücklichen Menschen, weil er in Verachtung die Sinnlosigkeit seines Schicksals erträgt.

Gudrun Bürmann versucht hier, jenen Menschen eine Antwort zu geben, die es nicht mehr fertig bringen, immer neu hoffend weiterzubauen am Leben, die vielmehr durch Krankheiten und Unglücksfälle u. a. erkannt haben, «daß in dem Verhältnis des einzelnen zur Welt der



Paul Flora: »Tiroler Sangerpaar«

ungleich stärkere Partner dieses Verhält- nisses die Welt ist.« Sie schreibt für Men- schen, die die Ungesichertheit des Lebens erfahren haben, ohne Hoffnung sind und doch nicht verzweifeln wollen. Diesen Menschen setzt Bürmann jene entgegen, deren Verhält- nis zur Welt von einem um- fassenden Welt- und Seinsvertrauen ge- tragen ist.

1. Nun ist mir nicht ganz klar, was G. Bürmann hier unter Welt- und Seinsver- trauen versteht. Man kann es dahin aus- legen, daß diese Menschen sich in einer festen Weltanschauung gesichert fühlen. Für die Haltung dieser wäre das Bild des »Gehäuses« zutreffend, wie es K. Jaspers in der Psychologie der Weltanschauun- gen, Berlin 1954¹, S. 281ff, ausführlich be- schreibt. Es sind jene Menschen, die für jedes Problem eine Antwort bereit hal- ten, die Ruhe suchen, anstatt der unendli- chen Bewegung, die das Leiden und die Grenzsituationen verdecken und Sicher- heit vortäuschen, wo sie nicht ist, die ob- jektive, rationale Rechtfertigungen einer lebendig verantworteten Wahl vorziehen. Sie verkrehen sich unter das Gehäuse, das sie sich selbst gebaut oder vorgebildet übernommen haben.

2. Wenn der Mensch auch nicht ohne Gehäuse d. h. ohne Gestaltung und For- mung leben kann, so muß er die eigene Form doch — wenn er innerlich leben- dig ist — immer wieder in Frage stel- len und überwinden. Dies vollzieht sich vornehmlich in den Grenzsituationen, die ihn über die enge, endliche und fragwur- dige Welt hinaussehen lassen. Jeder, der sich nicht schon im ersten Augenblick in das Haus zurückzieht, sieht in den Grenz- situationen die Widersprüche seines Ge- hauses, findet es als unzureichend und sprengt es schließlich. Dieser Prozeß wird leidvoll erfahren, da das Gehäuse vorher fester Halt war.

Wenn das Gehäuse so aufgelöst ist(und spätestens im Tode bricht jedes Gehäuse), findet sich der Mensch in einer bis ins Innerste hineinreichenden Unsicherheit und Haltlosigkeit. Er findet keinen ab- soluten Wert mehr, an den er sich hal- ten könnte. Nun bleiben freilich viele Menschen an diesem Punkt der Aufl- sung stehen. Es sind die Nihilisten und Skeptiker. Die Grundhaltung der Verach-

tung, mit der man nach G. Bürmann der Hoffnungslosigkeit begegnen könne, ohne zu verzweifeln, scheint mir eine typische Form eines solchen Nihilismus zu sein, der hier freilich nicht bis zur letzten Kon- sequenz kommt, sondern sich noch einen Halt verschafft, wie er für jeden Nihilis- mus lebensnotwendig ist. Nihilismus ist ja, wenn er konkret gelebt wird, immer nur in relativer Art möglich. Nicht ein- mal im Selbstmord kann er absolut ver- wirklicht werden, weil sich der Mensch selbst im Tode noch an Gefühle des Stol- zes, der Ehre oder der Rache hält oder weil er darin den einzigen Ausweg sucht. Er muß sich immer wenigstens an ein Scheingut halten. Ohne jeden Halt durch ein Gehäuse — und ist es noch so frag- würdig — kann niemand leben, wie die Muschel nicht, der man die Schale ge- nommen hat. Dieser Halt ist für Camus ein letzter Rest von Lebenswillen, der sich der Verzweiflung entgegensetzt. Daß die Haltung der Verachtung aber Nihilis- mus sei, das begründe ich damit, daß in ihr bereits unsere unsichere und frag- würde Situation gedeutet wird als aussichtslos und daß durch diesen Ver- gleich mit Sisyphos unser Leben tatsäch- lich als so hoffnungslos hingestellt wird, wie das typisch geschlossene griechische Denken Sisyphos meinte.

3. Nun muß aber der Mensch weder unter der fixierenden Abschirmung des Gehäuses noch in deren nihilistischen Aufl- sung und Hoffnungslosigkeit verblei- ben. Beide Stellungen tten. In der ersten bleibt der Mensch innerhalb, in der zwei- ten außerhalb seiner Lebensgestaltung stehen.

Es gibt noch eine andere Möglichkeit: In immer neuem Wagnis kann der Mensch neue Formen suchen. Echtes Leben voll- zieht sich in ständiger Erschütterung und Umwandlung. Die Auflösung des Geha- uses ist notwendig, denn nur so kann es den Neubildungen des Lebensprozesses Platz machen. Neue Lebensformen, Ge- staltungen, tieferes Verstehen und Lie- ben ist notwendig, denn dieses löst das alte und oberflächlichere ab. Es voll- zieht sich nur eine Metamorphose des Geha- uses. Ohne Auflösung würde Erstarrung eintreten, ohne Gehäuse Vernichtung.

Diese Bewegung des Lebens braucht freilich viel mehr Kraft, als das Stehen-

bleiben innerhalb oder die Resignation außerhalb des Gehäuses. Sie ist nur mg- lich in der Kraft des Glaubens. K. Jaspers sagt: »Der Geist kann in der Angst der Bewegung nur kraft des Glaubens existie- ren« (Psych. d. Weltansch. S. 337). Er versteht »Glaube« nicht inhaltlich be- stimmt, sondern einfach als Halt, der in den Erschütterungen der Wendepunkte auftaucht, und als Kraft, die den Men- schen auf eine Unendlichkeit zu weiter- treibt.

Das Christentum formuliert den Glau- ben in dogmatischen Aussagen, meint da- mit aber gerade nicht ein festgefugtes Gehäuse (dies wäre Ideologie), sondern vielmehr nur vielfartige Hinweise auf das unendliche Geheimnis, die selbst immer neu und tiefer verstanden und erfahren werden können. Zugleich sind es aber echte, lebendige Aussagen, die jedem auf das Leben verzichtenden Nihilismus des Nichtformulierens entgegenreten. Wenn dieser Glaube den Menschen in aller Tie- fe erfaßt hat, dann ist er fähig, echt lo- bendig weiter zu bauen, zu formulieren, zu gestalten und zu arbeiten, auch wenn er die Hilflosigkeit des gestern Getanen sieht. Dann bewegt er sich auf das gttli- che Geheimnis in unendlicher Bewegung zu, auch wenn er weit, es nie ganz zu erreichen, weil es immer erschütterndes und erfüllendes Geheimnis bleiben wird.

Dieses Selbstverständnis des Menschen ist freilich nicht von einem geschlossenen Weltbild her zu finden, wie es die Griechen hatten. So war ihr Sisyphos un- glücklich, während Camus (vielleicht in einem letzten Rest an christlichem Trans- zendenzbewutsein) am Glück nicht ganz verzweifeln will. Im Christentum werden die Erfahrungen der Grenzsituationen nicht verdeckt, vielmehr wird offen im Kreuz darauf hingewiesen und sie werden trotzdem nicht gefürchtet, weil sie nur Anlat, Hinweis, Tor zu einer je lebendi- geren Wirklichkeit sind. So überwindet das Christentum die beiden Sackgassen des Todes durch das Gehäuse und des Todes durch die skeptisch-nihilistische Geisteshaltung.

Dies sollen nur Andeutungen sein, von denen aus etwas über das Leiden gesagt werden könnte.

Pepi Zeiger (Innsbruck)

LEHRAMTSPRÜFUNGEN

Rainer Seberich:

Zu diesem Thema ist in den letzten beiden Nummern des «Fahrenden Skolasten» eine Fülle von Artikeln mit zum Teil unrichtigen und unsachlichen Behauptungen veröffentlicht worden. Damit sich nicht weitere «Unsicherheit unter den Studenten ausbreite» (Stuffer, Skolast Nr. 6/66, S. 1), erscheinen einige klärende Bemerkungen am Platze.

Die Artikel von Dr. Luis Thaler und Dr. Josef Thomasor richten sich durch ihre Sentimentalität selbst (leider, denn zumindest der von Dr. Thaler böte Ansätze zu einer echten Kritik des Prüfungssystems). Jedem einsichtigen Leser wird klar sein, daß diese Aufsätze von Übertreibungen strotzen und sich einer sachlichen Besprechung entziehen.

Kollege Siegfried Stuffer glaubt aber anscheinend doch, diesen Informanten mehr Gehör schenken zu müssen als den ruhig und sachlich denkenden, und malt schwarze Teufel an die Wand. Die in Österreich Graduierten seien durch zusätzliche Bedingungen und Prüfungen benachteiligt, die Prüfungen führten Kommissionen durch, deren Mitglieder durch ein ganz anderes Studiensystem gegangen seien, es würden Wissensprüfungen aus den verschiedensten Gebieten verlangt, es würde nach einem ganz anderen Programm geprüft, als es an einer österreichischen Hochschule der Fall wäre, alles das laufe auf eine Diskriminierung des Auslandsstudiums hinaus.

Hat der Artikelschreiber bedacht,

- daß in allen Ländern für die Zulassung zum Lehrdienst eine Staatsprüfung verlangt wird und daß man auch in Österreich mit dem Doktorat nicht unterrichten kann;
- daß sich die Südtiroler Hochschülerenschaft und das Schulamte jahrelang um die Einführung deutschsprachiger Lehramtsprüfungen bemüht haben, eben um eine Diskriminierung der im Ausland ausgebildeten Mittelschullehrer zu vermeiden;
- daß im schließlich erlassenen Reglement (DPR 13-11-1963) alle wesentlichen Forderungen der SH (eigene Prüfungen in Bozen, deutschsprachige Prüfungskommissionen mit mindestens einem Mitglied, das an deutschsprachigen Schulen angestellt ist oder unterrichtet hat, Staatsgültigkeit der Lehramtsprüfungen in deutscher Sprache, Zulassung ausländischer Studententitel) verwirklicht worden sind;
- daß auf Betreiben der SH und des Arbeitskreises Südtiroler Mittelschullehrer, die Universität Innsbruck bereits 1956 oder 1957 ein Merkblatt für Studierende aus Südtirol, die sich auf das Lehramt vorbereiten, herausgegeben hat, in dem die Fächer und Vorlesungen angegeben sind, die die betreffenden Studierenden gerade im Hinblick auf die Lehramtsprüfungen und die Erfordernisse des Schuldienstes belegen sollen;
- daß Prüfungen ein leider notwendiges, aber doch ein Übel sind, und immer einen gewissen Unsicherheitsfaktor beinhalten;
- daß, wie eigentlich alle Beteiligten zugeben, bei den Lehramtsprüfungen im Jahre 1965 nichts Unmögliches verlangt wurde, sondern das, was eben ein Lehrer der betreffenden Fächer, der ja auch an der Oberstufe unterrichten darf, wissen muß;
- daß bei den gleichen Prüfungen in 10 von 24 Prüfungsarten alle Kandidaten

durchgekommen sind und nur in 6 weniger als 50%, und daß der Durchschnitt der approbierten mit ca. 60% weit über dem nationalen Durchschnitt liegt, wobei zu berücksichtigen ist, daß sich einige, wie Kollege Dr. Thaler, freiwillig und ohne ersichtlichen Grund nach der schriftlichen Prüfung zurückgezogen haben;

- daß in der Prüfungsklasse 1c (Deutsch, Geschichte, Erdkunde), in der die meisten Kandidaten angetreten waren, unter den drei besten zwei sind, die im Ausland studiert hatten, und daß unter ihnen die nicht zur mündlichen Prüfung zugelassen wurden, drei einen italienischen Doktorgrad besaßen;
- daß nach den gegenwärtigen Reformvorschlägen die Professoren mit Lehramt unmittelbar pragmatisiert werden sollen?

Vielleicht hat Kollege Stuffer dies alles nicht gewußt (bzw. vergessen, denn ich glaube es ihm persönlich mehrmals erklärt zu haben).

Damit will ich beileibe nicht das italienische Prüfungssystem für vortrefflich erklären, im Gegenteil; aber so weit reichen unsere Kompetenzen nicht, es von Grund auf zu ändern. Ich möchte ein anderes Mal eingehender das Prüfungssystem behandeln.

Die Kommissionen kennen die Schwächen des Systems und haben meines Wissens im allgemeinen nach Möglichkeit getrachtet, neben dem Wissen auch die didaktischen Fähigkeiten zu bewerten. Im übrigen werden in ganz Italien Stimmen laut, die auf eine Abänderung der Prüfungsordnung dringen, und es kann nicht ausbleiben, daß sie Gehör finden.

Es besteht also kein Grund zur Aufregung und Unsicherheit. Wer sich bereits möglichst während des Studiums — darum kümmert, was von ihm als Lehrer verlangt wird, welche Fächer er unterrichten muß, über welches Programm er geprüft wird, wer sich demnach zeitgerecht und gründlich vorbereitet, braucht keine Angst zu haben. Und wenn eine Prüfung schief geht, wird wohl kein vernünftiger Mensch ihn für eine «gescheiterte Existenz» halten.

Ich gebe natürlich zu, daß die Vorbereitung auf das Doktorat, zu dem unsere Lehramtskandidaten gezwungen sind, auf das sie aber auch anscheinend ziemlich Wert legen, eine Mehrbelastung darstellt, zumal, da in Österreich und Deutschland die Anforderungen an Doktoranten (Seminare, Vorprüfungen) immer höher geschraubt werden. Viele dieser Vorprüfungen sind nur von den Universitätsprofessoren eingeführt worden, die sich des Ansturms von Doktoranten irgendwie erwehren müssen. Ob man Südtiroler Studenten, die ja zusätzlich noch Vorlesungen und Übungen bei der Vorbereitung auf das Lehramt, das in Italien eine größere Anzahl von Fächern umfaßt als in Österreich und Deutschland, und zur Ablegung der bekannten Italienischprüfung (für Doktoranten in Germanistik und Geschichte) besuchen müssen, irgendwie entgegenkommen könnte? Jedenfalls wird die Südtiroler Hochschülerenschaft gut tun, das ganze Problem auch im Hinblick auf die zu erwartende Hochschulreform in Italien im Auge zu behalten und gründlich zu studieren. Darin kann ich Kollege Stuffer nur Recht geben, wenn er in seinem Artikel diese Forderung aufstellt. Aber man soll nicht auf «politisch und diplomatisch versierte Männer» warten, die man Denkschulften verfaßt. Und man soll nicht durch unbegründete Behauptungen Unruhe stiften.

Dr. Raimund Senoner:

Ohne Zweifel gibt die Form, in der heute die Lehrbefähigungsprüfungen für Mittelschullehrer abgehalten werden, mit Recht zu Kritik Anlaß. Daß es vor allem zu einem Wissenstest kommt, liegt meines Erachtens an den enormen Programmen. Ich denke dabei z. B. nur an Griechisch. Ich glaube, daß man auch einen Universitätsprofessor in Verlegenheit bringen könnte, wenn man von ihm eine Stegreif-Übersetzung aus zwölf Gesängen Homerischer Epik, aus zwei Tragödien, aus zwei Platonischen Dialogen, aus zwei Büchern der «Historien» Herodots (ich habe noch nicht das vollständige Programm genannt) verlangte. Hier wird Beherrschung eines Wortschatzes verlangt, die nur ein überdurchschnittliches Gedächtnis leisten kann. Nun muß ich aber sagen, daß die philologische Kommission versucht hat, diesen Programmen die Härte zu nehmen. So konnte ich spüren, daß niemand mich «hineinlegen» wollte. Das muß gesagt werden, obwohl mir einer entgegenkönnte: «Du hast es hinter dir. Du hast leicht reden». Ich sage es vor allem zur Ermunterung aller Kollegen, die sich noch dieser Prüfung unterziehen werden. Sie zu bestehen liegt durchaus im Bereich der Möglichkeit.

Darf man aber einen «Geflogenen» als gescheiterte Existenz bezeichnen? Das Wort scheint mir entschieden zu emphatisch zu sein. Gescheitert ist ein Mensch erst dann, wenn er alle Möglichkeiten versucht hat, solange er lebt, und selbst, wenn er dann noch nicht Erfolg gehabt hätte, wäre das Wort «gescheiterte Existenz» zumindest fragwürdig; denn die Existenz kann auch nach bestandener Lehrbefähigungsprüfung scheitern, vor allem dann, wenn einer selbstzufrieden mit seinem Diplom dahinlebt und denkt, ihm könne nichts mehr passieren. Deshalb ist gewiß eine Umstellung in pädagogisch-didaktischer Hinsicht notwendig. Jeder verantwortungsbewußte Lehrer wird sich Gedanken über neue Methoden machen, wird Kurse besuchen. Ob man allerdings so weit gehen darf, den Mangel an Selbstentscheidung der Südtiroler Akademiker der früheren Erziehungs- und Bildungsmethode an unseren höheren Schulen in die Schuhe zu schieben, das wage ich zu bezweifeln. Angenommen, diese Schule hätte es versäumt, die Schüler zur Selbstentscheidung zu erziehen, so wissen wir doch alle, daß die Schule die Schüler nur zum Teil erfaßt. Erziehung ist ein Komplex von Einflüssen. Elternhaus und Umwelt müßten also dieselbe Kritik erleiden. Auch die «Diktatoren» unter unseren Lehrern waren in der Minderheit. Wir kannten und kennen doch auch ausgezeichnete Pädagogen, auch wenn sie ihre pädagogischen Fähigkeiten nicht so nach außen zeigten und betonten.

Im Überbetonen des Pädagogischen dem Fachwissen gegenüber, glaube ich, liegt eine Gefahr, die ich mit Pädagogismus bezeichnen möchte: die Tendenz, im Namen der Pädagogik vom Schüler immer weniger zu verlangen. Das ist heute populär, auch die öffentliche Meinung steht zum großen Teil dahinter. Noch nie hat man auf den Schüler so Rücksicht genommen. Hat der Schüler versagt, so ist das Wetter, der Gesundheitszustand, natürlich der Lehrer schuld daran, der den Schüler nicht versteht, ihn nicht leiden mag, zu viel verlangt. Da kommen Leute, die nie im Leben unterrichtet haben, und geben Ratschläge, wie der Unterricht aussehen soll. Da kommen Eltern, die sich sonst nie sehen ließen, einmal im Jahr in

die Sprechstunde, um dem Lehrer einmal vorläufig ihre Meinung zu sagen. Ein Stundenbuch muß ja gefunden werden. Auch schlechte Matura-Ergebnisse können nur aus dem mangelhaften Einfühlungsvermögen der Professoren erklärt werden. Sind die Ergebnisse aber gut (wie z. B. voriges Jahr im ganzen Lande), dann schreibt niemand davon, dann war das selbstverständlich ausschließlich die Leistung des Schülers.

Nun frage ich: Soll denn ein gewisser Zwang, eine Härte ... gewiß immer in Ehrfurcht vor dem Menschen — ganz aus unserer Erziehungsmethode schwinden? Ich unterrichte erst drei Jahre lang, bin aber zur Erkenntnis gekommen, daß manche Schüler schlechtthin gezwungen werden wollen. Schwierigkeiten wird es immer geben und die beste Pädagogik vermag sie nicht aus der Welt zu schaffen. Ein gutes Mittel jeder Erziehung ist sicher das persönliche Beispiel. Wenn ich mein Fach liebe und demnach bestrebt bin, auch ein Wissen davon mir anzueignen und es zu besitzen, dann kann ich leichter überlegen, wie ich es meinen Schülern beibringe. Ohne ein bestimmtes Wissen komme ich nicht aus; so sehr ich mich gegen das Nur-Wissen wehre. Ansonsten mag ich zwar ein guter Methodiker sein, laufe aber Gefahr, in den Wind zu reden, einen abstrakten Begriff von der Formung der Persönlichkeit des Schülers vorwirklichen zu wollen, von dem ich nichts Konkretes verlangen darf: keine Vokabeln, kein auswendig gelerntes kurzes Gedicht. Der Schüler könnte mir ja antworten: Das ist eine Überbelastung des Gedächtnisses, ich besitze ja Wörterbücher. Oft scheint es mir, als schließe das Pendel auf die Gegenseite aus: statt der «Diktatur» macht sich ein Pädagogismus breit. Ob ich dadurch nicht Menschen erziehe, die über alles etwas Vages, über nichts aber etwas Gründliches wissen? Und ist es richtig, an einer Sache Kritik zu üben, von der ich nicht genau Bescheid weiß? Diese Fragen geben mir immerhin zu denken.

Dr. Raimund Senoner

gut könnte sich eine Bozener Universität nur noch an italienischsprachige Hörer wenden und für uns nur noch denselben oder geringeren Wert als andere Hochschulen einige D-Zugstunden weiter südlich haben, die, abgesehen von ihrem Ruf, neben dem Studium auch Gelegenheit bieten, ein gutes Italienisch zu erlernen, was auch das Studium in italienischer Sprache erleichtert. Mit einer Universität, die in der Befürchtung, von den Ausbildungsmöglichkeiten im Ausland wieder abgehängt zu werden, gegründet würde, wäre uns kaum geholfen; ich halte eine Entwicklung in diesem Sinn auch nicht für wahrscheinlich.

Die Möglichkeit, tätiges Bindeglied statt Außenseiter zu sein, hängt mehr vom guten Verhältnis Italiens zu seinen Nachbarn als von unserem guten Willen ab. Ohne konkrete Voraussetzungen, die außerhalb unserer Region und in gleicher Weise in beiden Richtungen gegeben sind, können wir nur theoretische Betrachtungen über die Rolle eines solchen anstellen.

Für eine Universität in Bozen können sich neue Aussichten ergeben, wenn die Beziehungen zwischen den EWG-Ländern und möglicherweise mit Österreich, das weiter für eine Teilnahme am Gemeinsamen Markt verhandelt, weiter ausgebaut werden. Durch ihre Lage am Berührungspunkt zweier Kulturen und wichtiger Sprachen der EWG könnte dieselbe günstige Voraussetzungen für vergleichende Studien, die von zunehmender Bedeutung sind, und für Forschungen auf gemeinsamem Gebiet bieten.

Der Universität wäre ein annehmbares Niveau gesichert, wenn die Herkunft der Studenten nicht nur auf die nähere Umgebung beschränkt bleibt und die Hörerzahl der einzelnen Fakultäten nicht zu knapp ist. Auch wäre es ein Vorteil, sich auf wenige aber gut ausgebaute Fakultäten zu beschränken, deren Auswahl gut zu überlegen wäre. Auf lange Sicht wäre es für die Entwicklung der Universität sicher günstig, wenn man dabei neben den Fakultäten, die in erster Linie für unser engeres Gebiet von Interesse sind, auch solche Fakultäten in Betracht ziehen würde, die an den Universitäten der näheren und weiteren Umgebung nicht oder doch zu wenig vertreten sind. Letztere könnten so eine Ergänzung zu anderen Universitäten darstellen und auch für auswärtige Studenten ein Anziehungspunkt werden.

Was die Anerkennung der Studententitel und einzelner Studienjahre betrifft, wird die Frage vorläufig im Rahmen des bestehenden Studententitelabkommens zu lösen sein. Die Arbeiten für die Gegenerkennung der Studententitel in den EWG-Ländern dürfte hingegen noch längere Zeit in Anspruch nehmen. Im Laufe dieser Arbeiten wurden auch Vorschläge für den Ausbau der Beziehungen zwischen einzelnen Universitäten der Mitgliedstaaten und für die Angleichung der Studienprogramme unterbreitet. Von der Lösung dieser Fragen werden auch die Herkunft und Anzahl der Studenten sowie die Austauschmöglichkeiten abhängen. Für die Probleme, die sich in Zusammenhang mit der Unterrichtssprache ergeben, gibt es allerdings auch im Rahmen der Europäischen Gemeinschaft keine automatische Lösung.

Im Hinblick auf die im EWG-Vertrag für die nächsten Jahre vorgesehene Niederlassungsfreiheit für freie Berufe und die zu diesem Zweck geplante praktische Anerkennung der Prüfungszeugnisse, sowie in Hinsicht auf das vorgesehene Niederlassungsrecht für Unternehmen in anderen Mitgliedstaaten und den damit verbundenen Bedarf an Führungskräften und Einrichtungen zweier Länder vertraut sind, könnten die Berufsmöglichkeiten für die Absolventen nicht nur in Südtirol gut sein.

Den Vorschlag, beim Aufbau der Universität mit Recht, Wirtschafts- und Sozialwissenschaften zu beginnen, finde ich gut. Auch an dieser Fakultät wären vergleichende Studien möglich. Solche Studien sind schon an einer Reihe besonders französischer und deutscher Universitäten in den Studienplan aufgenommen worden, so z. B. vergleichendes Finanz- und Steuerrecht, europäisches Handelsrecht, vergleichendes Wettbewerbsrecht, die in der Wirtschaftsgemeinschaft von großem praktischem Interesse sind. Oft beauftragt die EWG-Kommission selbst spezialisierte Fakultäten mit der Durchführung von Studien und Untersuchungen, die sie benötigt. Auch eine Spezialisierung auf einem besonderen Gebiet könnte für eine Universität günstig sein. Ich denke hier z. B. an die Studien auf dem Gebiet der Regionalwirtschaft der Universität Grenoble, die nicht nur für die Region von Interesse sondern auch weit darüber hinaus bekannt sind.

Für eine junge Universität kann es auch eine Chance sein, sich auf Fakultäten zu konzentrieren, an denen in neuerer Zeit großer und immer noch steigender Bedarf besteht und die auch an Universitäten mit alter Tradition noch ungenügend ausgebaut sind, wie z. B. Technik, Chemie, Physik, Mathematik. Für wissenschaftliche und technische Fakultäten, die überall besonders gefordert werden, wäre es vielleicht auch leichter, finanzielle Unterstützung zu bekommen. Auch geht die Tendenz in allen Ländern dahin, daß die Zahl der Studenten an wissenschaftlichen Fakultäten zunimmt, während sie bei Recht, Philologie und Philosophie zurückgeht; Wirtschafts- und Sozialwissenschaften haben steigenden Zuspruch.

In Bozen könnte auch der Gedanke an ein Dolmetscherinstitut naheliegen, an dem Sprachen nach wirklich modernen und praktischen Gesichtspunkten gelehrt werden. Es gibt in Italien ein einziges staatliches Dolmetscherinstitut an der Universität Triest; dasselbe hält auch die Sprachkurse für handels- und staatswissenschaftliche Fakultäten ab und kann auch neben anderen Fakultäten besucht werden. Eine Simultanübersetzungsanlage könnte bei der günstigen Lage Bozens auch internationalen Tagungen und wissenschaftlichen Kongressen zugutekommen.

Abschließend möchte ich noch die verschiedenen Institute für Europäische Studien erwähnen. Es handelt sich teils um autonome Institutionen für Studenten mit abgeschlossenem Hochschulstudium aus den sechs Mitgliedsstaaten und assoziierten Ländern mit internationalem Lehrkörper, teils um Institute, die rechts-, wirtschafts- und staatswissenschaftlichen Fakultäten angeschlossen sind.

In den letzten Jahren wurden eine ganze Reihe gegründet: in Turin, Grenoble, Genf, Louvain, Basel, Straßburg, Saarbrücken, Nancy, Luxemburg, Köln, Lüttich, Brüssel, Leiden, Amsterdam, Hamburg, Paris und unter den ersten das Europa-Kolleg in Brügge. Die Aufzählung ist unvollständig, und man erwartet, daß noch neue hinzukommen werden. Auffallend ist, wieviele davon in der Nähe einer Grenze liegen. Das Centre International de Formation Européenne hält den Kurs für die Hörer des ersten Jahres bei den rechts- und wirtschaftswissenschaftlichen Fakultäten von Nizza, den zweiten Kurs am Universitätskolleg des Aostatales ab. Der Gedanke an ein Institut für europäische Studien kann nicht einmal mehr als originell angesprochen werden, ein solches würde jedoch das erste in einem deutsch-italienischen Grenzgebiet und auch in Italien nicht unter den letzten sein.

Einzig in seiner Art dürfte der Fall von Luxemburg sein. Das Land hat keine eigene Universität. Die Luxemburger Stu-

Universität Bozen

Aus einer Zuschrift an den Fahrten Skolasten entnehme ich, daß das Problem einer Hochschule in Bozen wieder aktuell ist. Leider kann ich mich nicht näher an der Diskussion beteiligen, da mir die Pläne und die verschiedenen Vorschläge nicht bekannt sind; ich vermag mich jedoch dem in der Zuschrift zum Ausdruck gebrachten Gedanken, daß es ratsam sei, in Bozen eine Universität zu gründen, um im Fall einer Rückkehr zum Nationalstaat und einer möglichen Anerkennungssperre für die im Ausland studierenden Südtiroler gedeckt zu sein, nicht anzuschließen.

Sollten die Befürchtungen hinsichtlich einer solchen Entwicklung begründet sein, könnte ich mir schwerlich vorstellen, wie eine deutsch- oder gemischtsprachige Hochschule in Bozen, die dank guter deutsch-italienischer Beziehungen und Rückhalt in der EWG ins Leben gerufen wurde, ihre ursprüngliche Funktion und ihren Charakter wahren könnte, wenn der Geist übernationaler Zusammenarbeit nicht mehr wirksam wäre. In Zeiten, in denen es zu einer Anerkennungssperre für die im Ausland studierenden Südtiroler kommen könnte, bestünde auch wenig Aussicht, daß man im Interesse derselben eine Universität im Inland erhält; ebenso-

den können das erste Jahr einiger Fakultäten in ihrer Hauptstadt besuchen, müssen dann aber ihre Studien im Ausland fortsetzen. Seit 1958 ist Luxemburg jedoch Sitz der Internationalen Universität für Vergleichende Wissenschaften mit zwei Fakultäten für vergleichende Rechts- und vergleichende Wirtschaftswissenschaften und einem Internationalen Zentrum für Europäische Studien und Forschung, deren kurze Kurse in französischer, deut-

scher und englischer Sprache für Hörer mit abgeschlossenem Studium der Rechts-, Wirtschafts- und Staatswissenschaften bestimmt sind.

Die im Laufe dieser Betrachtungen angedeuteten Möglichkeiten wollen keine Vorschläge sein. Aber warum nicht einmal das Problem einer Hochschule in Bozen auch von diesem Gesichtspunkt her untersuchen?

Beatrix Lutner

Zum Jenny-Interview: Letzte Konsequenz?

Vor allem möchte ich der Redaktion und Herrn Dr. Jenny dafür danken, daß dieses Interview in unserer Zeitung erscheinen konnte. Daß dadurch manche Dinge geklärt wurden, muß jedem interessierten Südtiroler lieb sein. Schade ist nur, daß das *«quomodo, quando»* hierbei recht diskutabel ist. Ich meinerseits möchte die Redaktion ersuchen, in dieser oder ähnlicher Form weiter zu gehen und die Meinung auch anderer einflußreicher Persönlichkeiten in einer Weise zu bringen, daß dann darüber offen debattiert werden kann. Vor allem wäre jetzt eine Stellungnahme jener Leute interessant, die durch Dr. Jenny direkt oder indirekt angegriffen wurden. Man hätte dann auch nicht mehr die Möglichkeit, dem Skolasten Einseitigkeit vorzuwerfen.

Ich möchte mich hier rein auf die Antworten von Dr. Jenny beschränken, einmal weil hier die Diskussionsgrundlage eindeutig festliegt, zum anderen, weil ich von manchen Gegebenheiten in Südtirol wohl zu wenig Kenntnis habe.

Ich möchte man ganz positiv feststellen, daß man Dr. Jenny wirklich aufs Wort glauben muß. Denn es muß für einen Politiker nicht leicht und nicht angenehm sein, zu bekennen, daß er seine Karriere mit einem Irrtum begonnen hat, wie es hier der Fall ist: Dr. Jenny *«war der Meinung, es würde genügen, wenn er nach erfolgter Wahl seine Ansicht innerhalb der Partei in unverbindlicher Form ... verfechten würde.»* Und diese Fehleinschätzung unterließ, obwohl er schon vorher *«mit den Gremien der SVP näher in Kontakt gekommen war.»* Sonderbar ist dann nur, daß eben derselbe Mann an anderer Stelle der Partei vorwirft, in Fragen der Autonomie nach 5 Jahren ihr Konzept geändert zu haben, obwohl mir scheint, daß sich in diesem Falle die Entwicklung nicht sehr leicht hätte voraussehen lassen. Sonst wäre ja auch Dr. Jenny als interessierter Bürger verpflichtet gewesen, auf die verhängnisvolle Fehlentwicklung in aller Öffentlichkeit hinzuweisen.

Wie steht nun Dr. Jenny zur Sammelpartei? Einerseits zitiert er das Parteistatut und bekennt: *«Wir erfüllen alle diese Punkte.»* Andererseits aber wird eine Revision der Statuten als unabdingbar gehalten. Diese Forderung könnte sich allerdings auf Verfahrensfragen beschränken. Wie man aber so hört, sollen die Gegensätze in Grundsatzfragen schärfer gewesen sein. Auch Dr. Jenny würde, *«wäre er Assessor für irgendwelche Fragen, eine bestimmte Richtung einschlagen.»* Ob dann der diktatorische Trend kleiner wäre? In Fragen, wie sich eine Minorität durchsetzen könnte, sieht Dr. Jenny nur zwei Wege: *«Entweder der Niedergestimmte beugt sich oder er geht an die Öffentlichkeit.»* Es wäre interessant zu untersuchen, wie weit unsere Südtirolpolitik gegenüber den Italienern gedeihen könnte, wenn wir auf mühsame Verhandlungen und direkte Kontaktnahme — auch außerhalb der Debatten — verzichten wollten. Diese Methode, einzelne Mandatare auf privatem Weg als Vorbereitung

auf eine öffentliche Debatte zu überzeugen, halte ich auch in der Landespolitik für eine gangbare dritte Möglichkeit. Dieser Weg ist sicher schwierig, langwierig, nicht sehr populär und unauffällig. Im Endeffekt aber halte ich ihn für den wirksamsten. Manchen Leuten scheint aber Revolution lieber zu sein als Evolution. Allerdings würde man in privaten Gesprächen auf die Dauer kaum folgende Auffassung vertreten können: *«Ich möchte behaupten, daß in vielen Fragen auf unserer Seite bewußt einige Unklarheit belassen wird, um daraus neue Entwicklungen zu rechtfertigen.»* Dieser Satz Dr. Jennys bezieht sich allerdings auf die *«große»* Politik. Würde man aber dadurch verhindern, *«daß die Italiener am Ende gar nicht wissen, wie weit unsere Wünsche gehen?»* Der Entwurf Dr. Tinzls hingegen läßt in dieser Hinsicht kaum etwas zu wünschen übrig. — Die Argumente, nach denen eine Spaltung der Partei nicht schädlich sei, ja vielmehr Vorteile bieten, können mich nicht überzeugen. (Eine Spaltung der Gewerkschaft lehnt Doktor Jenny eindeutig ab. Ich sehe nicht ein, wo hier der wesentliche Unterschied liegt.)

Recht interessant ist der ideologische Teil, der leider (vielleicht grundsätzlich) nicht sehr klar ist. Das Grundsätzliche aber kann man diesem Satz entnehmen: *«Wir werden in Südtirol einen Sozialismus aufbauen, der den Südtiroler wirtschaftlichen und sozialen Gegebenheiten entspricht, dabei aber die Grundsätze des Sozialismus keineswegs über Bord werfen; für so opportunistisch dürfen Sie uns nicht halten.»* Ein solches Programm muß man schon wenigstens zweimal durchlesen. Dann störte mich immer noch der Zusatz. Ich wollte ihm auf den Grund gehen. Warum verteidigt sich Dr. Jenny? In der Frage stand ja kein Vorwurf. Diesen kann ich nur in seinen vorhergehenden Worten versteckt finden; und zwar wären das wohl die Südtiroler Gegebenheiten. Also will Dr. Jenny einen ideologisch fundierten Sozialismus aufbauen, obwohl die Voraussetzungen nicht dementsprechend sind. Mit anderen Worten heißt das: Sozialismus vor sozialem Fortschritt! Nein, da kann ich nicht mitun, wenn zwar auch ich *«für die Kontrolle des Kapitals»* bin, wenn auch ich *«den Ausgleich zwischen privaten, kapitalistischen Interessen und Allgemeinwohl»* anstrebe, was aber genaugenommen beinahe ein Gemeinplatz ist; denn welchen anderen Sinn haben denn die Steuern? — Und dann der Klassenkampf! Schade, daß ich mein Wörterbuch der marxistischen Jargons nicht bei der Hand habe! Aber rein gefühlsmäßig stelle ich mir einen Kampf schon etwas kämpferischer vor als bloße Gegensätze. So viel ich mich erinnere, war der Klassenkampf eine Folgerscheinung der industriellen Revolution. Hören wir aber Dr. Jenny: *«In Südtirol sind wir durch den Faschismus von der industriellen Revolution ausgeschlossen worden. Man nehme nur Nordtirol zum Vergleich. Deshalb könnte man bei uns mit gutem Grund den Klassenkampf noch stärker forcieren.»* Das ist aber ja

gerade das dialektische Gegenteil: Weil zu wenig industrielle Revolution, müssen wir das durch Klassenkampf wettmachen. Sehr aufschlußreich!

Die Kirche baut, meines Wissens, auch heute noch auf bestimmten theologischen Grundsätzen, sogenannten Dogmen auf, obwohl sie «nach 2000 Jahren Geschichte den Mut hat zu reformieren». (Hier ist wohl versehentlich nach dem Wort Kirche ein «immer noch» unterblieben.) Pluralistische Gesellschaft und Religionsfreiheit sind wohl nicht Fundamente der Kirche. Sonst, scheint mir, hätten nicht nur die Sozialisten Deutschlands, sondern auch die Kirche fast ihr besonderes Gesicht verloren, wogegen aber vielleicht Dr. Jenny nichts einwenden würde. Der Unterschied zwischen Kirche und Klerikalismus ist sicher berechtigt. Was heißt aber: «Dieser (Klerikalismus) hat ja mit der Kirche als solche nichts zu tun.»? In Zweifelsfällen führen Mathematiker nicht selten eine Transformation durch. So versuchte auch ich diesen Satz aus einem rechteckigen Koordinatensystem in ein Linkssystem zu übersetzen. Vom Ergebnis war ich zuerst verblüfft: Der Sozialismus hat ja mit dem sozialen Fort-

schritt als solchem nichts zu tun. Was diese Transformation nicht zulässig, obwohl das Wort «an sich» ein Konvergenz erzeugender Faktor ist? Die Holomorphie des Sozialismus jedenfalls scheint nicht mehr gewährt zu sein.

Die Parallele zum KVV ist ein recht guter Einfall: eine sozial tätige Organisation, die sich im ganzen Land Gehör verschafft, hat auch in der Politik ein gewichtiges Wort mitzureden. Doch wo sind jetzt auf einmal die Vergleichspunkte mit dem Arbeitskreis? Ich bin zwar gegen die Art der Wahlempfehlung wie sie der KVV durchführt (dagegen sind, wenigstens bei den vorletzten Wahlen, auch klerikale Kreise Sturm gelaufen), aber ganz unmöglich scheint es mir, die Verhältnisse umzudrehen: Zuerst Wahl, dann Organisation.

Wenn ich mich nun zusammenfassend frage, ob die Sozialdemokratie mit letzter Konsequenz ein annehmbares Programm vorlegen und durchführen wird, kann ich nur die Antwort Dr. Jennys auf eine ähnliche Frage wiederholen: «Konsequent ist das nicht, sondern zwiespältig.»

Unterkircher Arnold (Innsbruck)

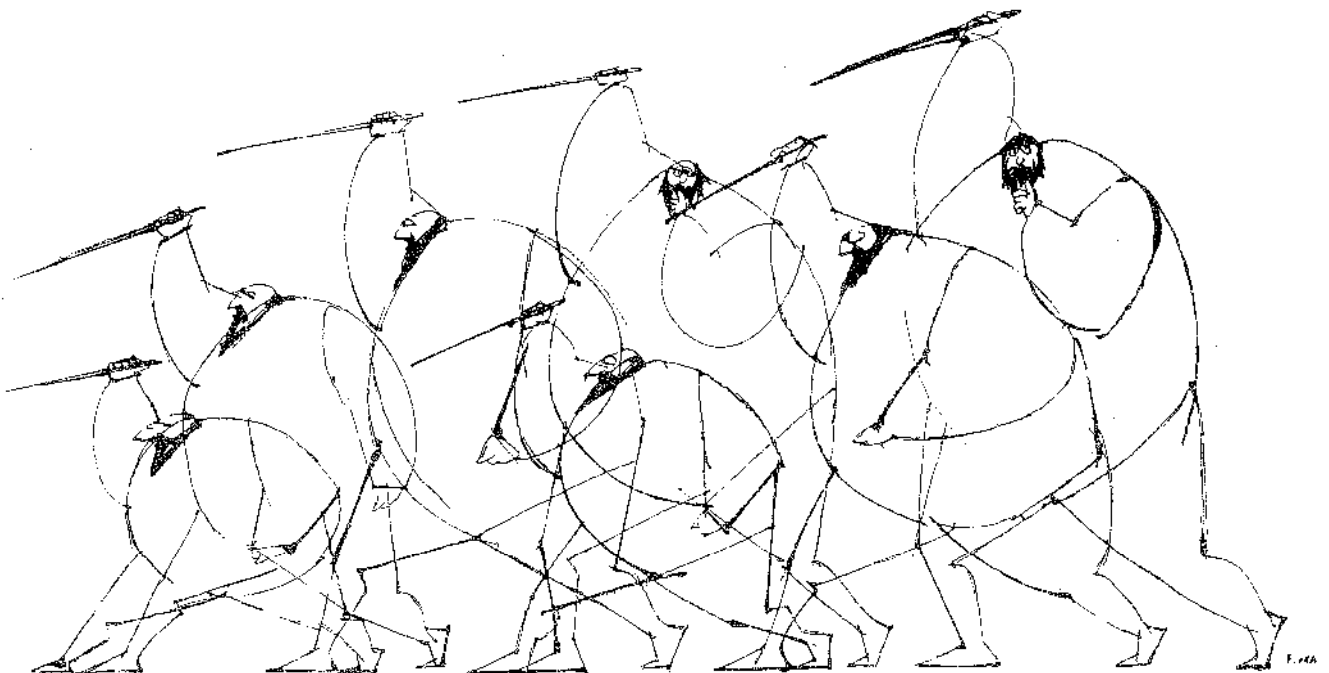
Stellungnahme zum Artikel „10 Jahre Tabu“

Mit Bedauern habe ich zur Kenntnis genommen, daß irgend jemand (das muß man wohl sagen, da sich der Schreiber dieses Artikels wohlweislich nicht näher definiert) gegen einen Südtiroler Hochschüler Anschuldigungen veröffentlichte, die so tendenziös formuliert worden, daß ich mich fragen muß, ob diese Verleumdungen in bewußter Absicht vorgbracht werden, um den besagten Hochschüler in Kreisen der SH in Mißkredit zu bringen.

Ich gebe zu, daß man einem Hochschüler Unerfahrenheit, politisches Unverständnis, kurz gesagt, einen Mangel an Lebenserfahrung vorwerfen kann; das heißt aber noch lange nicht, daß ein Hoch-

schüler deshalb überhaupt schweigen und teilnahmslos den aktuellen Problemen unserer Heimat gegenüberstehen soll. Ich glaube vielmehr, daß es unbedingt notwendig ist, daß gerade die Hochschüler, von denen es ja immer so schön heißt, sie würden einmal die führenden Köpfe unserer Heimat sein, zu allen Entwicklungen, die sich in wirtschaftlichen, sozialen, religiösen und politischen Bereichen in unserer Heimat abspielen, in objektiver, unverbindlicher und toleranter Weise Stellung nehmen sollen.

Auf den Wortlaut dieses Artikels näher eingehend, möchte ich ganz besonders auf eine Stelle hinweisen. Ich zitiere wört-



»Die Affentäter« (Wir sprechen Herrn Paul Flora unseren herzlichen Dank dafür aus, daß er uns die zwei Zeichnungen zur Verfügung stellte)

lich: «Abgesehen davon ist es neu, daß sich ein Hochschüler über die Meinung aller übrigen hinwegsetzt und mit der Begründung der «Wahrung des demokratischen Prinzips» seine Gesinnung durchdrückt, also das Organ der SH offen für seine — nicht der SH — Ansichten gebraucht, bzw. mißbraucht. Hier erwächst dem Leser nicht ganz ohne Grund eine gewisse Gesinnungsaffinität zu dem, was im Verlauf des Interviews mit Dr. Jenny schwarz auf weiß zum Vorschein gekommen ist.»

Ich frage mich: kann man diesem Hochschüler nur auf Grund der Tatsache, daß er einen Politiker unserer Heimat inter-

viewt —, und dieses Interview im Organ der SH veröffentlicht hat, politische Gesinnungsaffinität vorwerfen?! Vielmehr kommt mir vor, daß der Schreiber dieses Artikels bewußt tendenziös diesen Schritt auslegt, indem er dem Kulturreferenten der SH sozialistische Linkstendenzen in die Schuhe schiebt.

Abschließend möchte ich noch hinzufügen, daß meiner Meinung nach der «Nimbus der überpolitischen Neutralität der SH» gewahrt geblieben ist, sicherlich auch dann noch, wenn dieses Interview auf außerstudentischer Ebene gewisse Folgen gezeitigt hat.

Edgar Lorenzi (Innsbruck)

Brief an Dr. Toni Ebner

Als Antwort auf den Artikel «10 Jahre Tabu», sandte Siegfried Stuffer, der darin direkt angegriffen wurde, in eigener Sache einen ziemlich ironischen Brief an die Leitung der «Dolomiten». Er wurde nicht veröffentlicht. Alexander Langer sandte ebenfalls am 22. 1. einen Brief an die Direktion der Tageszeitung. Obwohl Langer förmlich gedrängt hatte, er wolle den Brief veröffentlicht wissen und obwohl schließlich sogar der Verfasser des anonymen Artikels die sofortige Veröffentlichung versprochen hatte, wurde er nicht abgedruckt, so daß Langer am 22. 1. darauf verzichtete. Daher bringen wir den Brief im «Skolasten».

(Die Redaktion)

Sehr geehrter Herr Direktor!

Erlauben Sie mir, auf den Artikel «10 Jahre Tabu» aus Ihrer Nummer vom 20. Januar 1966 kurz einzugehen und zu erwidern.

Ich möchte dieser Stellungnahme vorausschicken, daß sie von niemandem inspiriert oder angeregt wurde, also nur meine persönliche Meinung wiedergibt.

Mir tut es leid, daß manche Leute die Südtiroler Hochschülerschaft als geschlossene Kaste ansehen und es nicht wagen, zu den «internen Belangen» Stellung zu nehmen; wie Sie wissen, trat ich selbst mit einer eigenen Motion (die dann zurückgewiesen wurde) bei der Vollversammlung 1964 dagegen ein, allen Außenstehenden das Recht zu versagen, sich mit den Hochschülern Südtirols auseinanderzusetzen. Ich glaube nämlich daran, daß der Südtiroler Hochschüler eine besondere Pflicht und auch ein besonderes Recht dazu hat, die Fragen unserer Heimat zu durchdenken und zu besprechen, sei es intern in unserem Verband, sei es mit anderen. Aus dieser Pflicht und diesem Recht geht aber auch klar hervor, daß jeder nur seinem Gewissen gegenüber verantwortlich ist für die Meinungen und Ansichten, die er darüber ausdrückt. Deshalb kann man nie von der SH eine eigene politische Meinung oder Ausrichtung verlangen, denn sie stellt ja nur einen Interessenverband dar: keineswegs ist sie (oder soll sie sein) eine Gemeinschaft gleichdenkender junger Menschen. Und aus ebendiesem Grunde behält sich jedes Mitglied das Recht vor, nur nach seinem Gewissen zu denken und zu handeln. Ich erkenne selbst an, daß die SH nur allzuoft in eine «splendid isolation» zur Südtiroler Bevölkerung und ihren Problemen gerät hat, und ich bedaure das sehr. Doch muß ich auch sagen, daß man dies scheinbar im Lande von uns gerade so haben will; erst letztlich auf der Vollversammlung wies uns Assessor Zelger als Tätigkeitsbereiche einzig die kulturelle Arbeit am Hochschulort, die Studententagung in Dietersheim und die Hochschulwochen in Meran zu. Wenn nun einige Südtiroler Hochschüler versuchen, sich selbst und unseren Verband (aber nicht als Ganzes gesehen!) aus dieser Lage herauszuführen, so greift man sie anonym in der Presse an. Denn ich glaube nicht, daß die Südtiroler Hochschüler «taktischen Vorteil» benötigen oder suchen. Ich glaube viel eher, daß sie eben aus ihrer Aufgabe heraus eine große Verantwortung unserem Volke ge-

genüber tragen; vor allem dem arbeitenden Mitmenschen gegenüber. Darum erhebe ich ausdrücklichen Einspruch gegen alle jene Ansichten, die den Südtiroler Hochschüler in ein Gebiet der Neutralität und politisch-sozialen Indifferenz verweisen möchten. Und ich glaube, daß in dieser unseren Teilnahme am öffentlichen Leben ein Schuß jener «notwendigerweise herrschenden Unerfahrenheit gar nicht schlecht tut. Denn wenn man die tendenziöse und verzerrte Art, mit der in letzter Zeit so viele Polemiken in und um Südtirol geführt werden, als die notwendige Erfahrung hinstellen will, dann kann ich mich nur freuen, wenn es noch unerfahrene Menschen gibt. Schließlich hat gerade der Hochschüler durch seine bildungsmäßige Voraussetzungen (die ihn aber mitnichten über seinen Mitmenschen hinaus erheben) eine tiefere und größere Verpflichtung der Objektivität und Unvoreingenommenheit gegenüber.

Dies alles vorausgeschickt kann ich wirklich beim besten Willen nicht verstehen, warum man uns verwehren will, einen Beitrag zur politischen Klärung in unserem Lande zu geben und das Interview mit Dr. Jenny im Skolasten als Unvorsichtigkeit bezeichnet. Ich glaube, daß die freie Gegenüberstellung und Diskussion von Meinungen und Ideen ein wesentliches Kennzeichen der demokratischen Ordnung und freien Meinungsbildung und -äußerung darstellt. Gegenüberstellung kann auch Information bleiben (wie es in jenem Interview der Fall ist), schließt also nicht notwendig eine Wertung mit ein. Darum kann ich wirklich nicht einsehen, warum denn der politische (oder ideologische) Gegner nicht auch gehört (und eventuell widerlegt) werden soll. Um so mehr bedauere ich es und tut es mir leid, daß gerade eine christliche Zeitung Mißdeutungen gestattet («eine gewisse Gesinnungsaffinität»), die ohne weiteres vermieden werden könnten. Sie wissen selbst, daß ich mich auch zur christlichen Weltanschauung bekenne (und es damit ernst meine). Gerade darum kann ich es mir nicht versagen, Ihnen diese meine Ansichten mitzuteilen.

Schließlich gestatte ich mir noch, zu einigen konkreten Behauptungen im anonymen Artikel «10 Jahre Tabu» Stellung zu nehmen. Vor allem das: Siegfried Stuffer, der die «Erklärung» unterschrieb, war damals Pressereferent der Südtiroler Hochschülerschaft, also sehe ich nicht, wie man ihm die Berechtigung absprechen will, eine Verantwortung zu übernehmen. Ferner kann ich nicht glauben,

Rübezahl

Der im Geklüft der Felsen haust,
den Keulenstock in knollger Faust,
des Berges Riese stampft herauf,
die Pranke krampft um Knorz und Knauf.
Da poltern Brocken, wo er tritt,
und dumpf im Dunkeln dröhnt es mit,
holpert, kollert und rollt zu Tal.
Horch: Rübezahl!
Rü — be — zahl!

Aufkreischt der Wurz und knirscht das Erz;
dir zagt der Mund und stockt das Herz;
des Berges Herr — verbirg dich gleich! —
durchwandelt sein gewaltig Reich!
Die Fichte stöhnt, die Distel schreit,
du irrst in dumpfer Einsamkeit,
bebst in Ängsten und keuchst in Qual.
Sill: Rübezahl!
Rü — be — zahl!

In Strahlen welters sein Gesicht,
weiß brennt sein Bart wie gleißend Licht!
Wohin er stapft mit klotzgem Fuß
zermulmt der Fels zu Grand und Grus.
Er grinst so kraus, er spinnt so krumm,
und Arg und Armut kehrt er um.
Trau ihm! Er half schon manches Mal!
Ruf: Rübezahl!
Rü — be — zahl!



Holzschnitt:

Elfriede Buttkereit

Gedicht:

Dr. Heinz Ritter

daß Stuffer mit diesem seinem Anliegen (nämlich der freien Gegenüberstellung auch verschiedener Ideen) allein steht. Ich möchte dazu klarstellen, daß ich mich bewußt zu jenen «einigen wenigen unterschwelligcn Elementen» rechne und mich beim Verfasser des Artikels für diese Klassifizierung herzlich bedanke. Wie kann nur eine ausgesprochen und erklärt christliche Zeitung ihre Polemiken in solcher Weise führen?

Ich hoffe, daß dieses Schreiben beitragen kann, eine Klärung herbeizuführen. Zusammenfassend möchte ich Ihnen nochmals meine Anliegen vorstellen:

1. Vermeiden wir es, die Polemiken in Südtirol in nicht objektiver und tendenziöser Weise (womöglich auch ohne Namen) zu führen.

2. Es sollte versucht werden, die Hochschülerschaft als das zu sehen, was sie ist: eine Interessengemeinschaft; schieben wir ihr also nicht politische oder ideologische Ausrichtungen unter, die sie gar nicht haben kann.

3. Man möge dem Südtiroler Hochschüler (und ebenso jedem anderen Menschen) das Recht der freien Meinungs-

äußerung und Diskussion nicht mindern oder absprechen. Unsere Verantwortung drängt uns noch in besonderer Weise dazu.

4. Persönlich beleidigende Beiworte schaden dem echten Anliegen jeder aufrichtigen Klärung.

Sehr geehrter Herr Direktor, Sie wissen, daß ich in dieser Stellungnahme von keiner persönlichen Animosität gedrängt bin und auch dem Verfasser des Artikels persönlich keineswegs feindlich gesinnt bin. Doch mußte einmal gesagt werden, daß eine freie Gegenüberstellung in ehrlicher Absicht niemandem schaden kann, sondern nur nützt (auch wenn sie uns mit einem Gegner zusammenführt). Und schließlich möchte ich dazu beitragen, daß gewisse Vorurteile nicht weiterhin manche Probleme in unserer Heimat trüben und unnötig belasten.

Ich bitte Sie darum herzlich, diesen Artikel veröffentlichen zu wollen. Zugleich teile ich Ihnen mit, daß eine Kopie davon an die Redaktion des «Skolasten» gesandt wurde.

Mit aufrichtigem Gruß

Alexander Langer

Der Südtiroler Akademiker und seine Heimat

Beim Artikelwettbewerb des vergangenen Jahres beteiligten sich Josef Ties (Innsbruck) und Alfred Schiechl (Wien). Sie erhielten für ihre Arbeiten je einen zweiten Preis. In dieser Nummer des Skolorsten veröffentlichen wir den Aufsatz von Kollege Ties, in der nächsten den von Schiechl. Das gestellte Thema war: *Neue Horizonte in menschlicher und geistiger Hinsicht können sich dem Südtiroler beim Studium eröffnen. Wie vereinigt er sie mit der Realität in seiner Heimat?*

Diese Themenstellung geht offenbar davon aus, daß die Situation des Südtiroler Universitätsstudenten eine besondere, eine irgendwie unvergleichliche ist, daß der Südtiroler Hochschüler auf Grund seiner Herkunft und im Hinblick auf die spätere Berufsausübung in seiner Heimat vor besondere Probleme und Schwierigkeiten gestellt wird. Weiters ist im Thema ausgedrückt, daß sich dem Südtiroler Hochschüler neue Horizonte eröffnen können, das heißt wohl, sie müssen sich ihm nicht eröffnen, er kann sich ihnen auch verschließen.

Es muß zunächst herauszustellen versucht werden, welches die Situation des Südtiroler Maturanten ist, wenn er an die Universität oder Hochschule kommt. Es kann sich hier natürlich nicht um eine tiefgründige Untersuchung des geistigen Klimas und besonders des Schulklimas Südtirols handeln, wiewohl dies vom Thema, soll es in seiner ganzen Breite behandelt werden, erfordert wäre. Eine gewisse Vereinfachung ist in diesem Rahmen unerlässlich. Südtirol ist ganz offensichtlich auf Grund seiner geographischen Lage und der politischen Umstände ein Land, in dem sich ein geistiger Umbruch vollzieht, der in anderen Ländern schon der Vergangenheit angehört oder wenigstens schon wesentlich früher eingesetzt hat. Unser Land hat Entwicklungen nachzuholen, die andere Länder bereits überwunden haben. Die Geburtswehen einer neuen Zeit sind für den aufmerksamen Beobachter allenthalben sichtbar. Das Alte, die traditionellen Anschauungen in Religion, Politik und Kultur, um nur einige der wichtigeren Bereiche zu nennen, dominieren zwar noch und stehen meist aufkommenden neuen Auffassungen äußerst skeptisch und unkonziliant gegenüber. Junge Kräfte und neue Initiativen haben es dem gegenüber oft recht schwer, sich Gehör zu verschaffen. Die Generation, die die Zügel in der Hand hält, sieht es nicht gern, wenn die junge Generation mit eigenen Ideen und Einfällen auf den Plan tritt. Das ist ein allgemeines Problem der menschlichen Gesellschaft und an sich ganz natürlich. Nur ist es bei uns höchste Zeit, daß gewisse allzu eifrig gehütete Autoritätsdogmen fallen. Dieser Autoritätsgeist herrscht auch in unseren Schulen. Individuelle Neigungen und Bestrebungen bei den Schülern werden sorgfältig gestützt und beschnitten. Dem kommt das vom zentralistischen Staat bestimmte Lehr- und Lernprogramm entgegen. Unsere höhere Schule ist im großen und ganzen eine Drillschule. Ein monströses Programm, das zu bewältigen ist, kann oben nur bei möglichst großer und auf persönliche Neigungen wenig Rücksicht nehmender Disziplin bis zur Matura durchgebracht werden. Lehrer höherer Schulen, die ihren Schülern eine gewisse Freiheit lassen, bezahlen es damit, daß ihre Schüler bei der Matura durchfliegen. Das ganze Schutzsystem gleicht einem großartigen Mechanismus, der seiner Funktion entsprechend gleichgenormte Leistungen verlangt. Dem jungen Menschen wird recht wenig Gelegenheit ge-

boten, seine Freiheit zu gebrauchen. Dieses Experiment scheint den Älteren viel zu riskant. Bei der Matura wird dem Schüler, wenn er das Glück hat, zu dem vom Schulautomaten als geeignet Befundenen zu gehören, zwar ein recht umfangreiches Wissen bescheinigt, ein Wissen über nicht weniger als zehn Fächer. Aber auf die Ausbildung anderer Fähigkeiten, die er auf der Universität ebenso notwendig braucht, wird wenig Gewicht gelegt. Das ist vor allem die Fähigkeit, auf eigenen Füßen zu stehen, sich in schwierigen Lagen selber zurechtzufinden.

An der Universität und am Universitätsort findet der junge Student etwas andere Verhältnisse vor. Die Eröffnung neuer Horizonte beginnt damit, daß er feststellen muß: Jetzt muß ich auf eigenen Füßen stehen! Und das hat er nicht besonders gut gelernt. Es geht darum, die sogenannte akademische Freiheit handhaben zu können. Der Weg des Studiums ist zwar durch amtliche Bestimmungen ziemlich eingegrenzt. Da herrscht wenig Freiheit. Aber es steht jetzt niemand mehr mit drohendem Finger hinter dem Student. Es steht ihm bis zu einem gewissen Grade frei, ob er sein Studium mit Fleiß betreiben oder ob er sich aufs Bummeln verlegen will. Beide Extreme, sowohl das absolute Aufgehen im Fachstudium als auch die Vernachlässigung des Studiums können dem Studenten neue Horizonte, die sich ihm eröffnen, verbauen. Ein gewisser Ernst im Studium eines bestimmten oder mehrerer Fächer ist notwendig und unerlässlich nicht nur zur Erreichung des Studienzieles, sondern auch zur Erreichung einer gewissen akademischen Reife. Nur wer sich einem Sachgebiet mit einer gewissen Hingabe widmen kann, wird reif fürs Leben. Eine gewisse Spezialisierung ist bei der heutigen Fülle des Stoffes einfach notwendig. Ein Studium universale im alten Sinne ist nicht mehr möglich. Das heißt aber nicht, daß einem der Blick auf andere Wissensgebiete deswegen verbaut bleiben muß. Der Kultusminister eines westdeutschen Bundeslandes hat einmal in einer Immatrikulationsrede gesagt, Universität sei kein Quantum, sondern eine Perspektive, die sich einem von dem Spezialfach auf die anderen Wissensgebiete eröffnen kann. Es gibt auch unter den Südtiroler Hochschülern solche, die ein Interesse an möglichst vielen Fächern zeigen und dies auch durch den Besuch möglichst vieler verschiedener Vorträge und Vorlesungen bekunden. So begrüßenswert das ist, so führt es doch die Gefahr mit sich, daß man auf der Strecke bleibt, weil man den Weg des Fachstudiums aus den Augen verliert und einem die Fähigkeit abhanden kommt, sich mit einem gewissen Problem besonders intensiv zu beschäftigen. Man opfert dann die Tiefe des Wissens der Breite. Dadurch kann man sich wertvolle geistige Horizonte verbauen.

Aber der weitaus verbreitetste Grund, warum es bei vielen Südtiroler Hochschülern relativ lange dauert, bis sie ihr Studium abschließen, ist nicht dieser Wissensdurst, der sie an möglichst vielen Quellen trinken ließe, sondern geradezu

eine ziemliche Dosis Gleichgültigkeit allen geistigen Bereichen gegenüber. Das verleitet dann natürlich zum eigentlichen Bummeln. Eine Fülle von gesellschaftlichen Verpflichtungen, denen man sich nicht entziehen zu dürfen glaubt, nehmen einen in Anspruch. Die Universität wird zur Nebensache. Pflege des gesellschaftlichen Kontaktes, Kennenlernen anderer Menschen gehört durchaus auch zu den Aufgaben eines Universitätsstudenten und kann wesentlich zur Eröffnung neuer geistiger und menschlicher Horizonte beitragen. Ich bin der letzte, in jenem Hochschüler den Idealtyp zu sehen, der wie mit Scheuklappen durch die Tage seiner Studienzeit geht, der zwar seine Prüfungen mit glänzendem Erfolg besteht und sein Studium in möglichst kurzer Zeit abschließt, aber auch nur sein fachliches Wissen «getrost» mit sich nach Hause trägt. Für andere Erfahrungen hat er sich keine Zeit genommen. Er hat kaum einen Film, ein Konzert oder ein Theaterstück angesehen. Er mag vielleicht ein guter akademischer Facharbeiter werden, hat aber viele Möglichkeiten, sich neue Horizonte zu erschließen, nicht wahrgenommen. Das Ideal liegt auch hier wie in so vielen Dingen in der Mitte. Diese Mitte zu finden, nicht in das eine oder andere Extrem zu verfallen, muß ständiges Bemühen des Studenten sein und bleiben. So lernt er, seine persönliche Freiheit als ein wunderbares Instrument der Selbsterziehung gebrauchen.

Der Südtiroler Hochschüler hat heute, was die Wahl des Hochschulortes betrifft, viele Möglichkeiten. Drei Länder: Italien, Österreich und Deutschland stehen ihm ohne große Schwierigkeiten offen. Es ist bedauerlich, daß von der Möglichkeit des Hochschulwechsels nicht mehr Gebrauch gemacht wird. Es gibt freilich Fächer, bei denen es nicht gut möglich ist. Aber besonders die philologischen Fächer lassen hier dem Studenten große Freiheit. Meistens ist es bloß Bequemlichkeit, wenn ein Student — es ist die große Mehrzahl — alle seine Semester an einer Universität verbirgt, anstatt die Möglichkeit, seinen Horizont auch geographisch zu erweitern, gern zu ergreifen. An einer anderen Universität kann man auch einen anderen Geist kennenlernen, mit anderen Menschen in Kontakt treten. Zahlreiche deutsche Bundesländer gewähren Stipendien an Südtiroler Hochschüler. Bedauerlicherweise bleiben viele ungenutzt, weil die Bewerber fehlen. Wer in Österreich studiert, kann mit viel Gewinn ein oder mehrere Semester nach Deutschland gehen. Selbst um den Preis, daß man sein Studium um ein Semester verlängern muß, ist ein solcher Hochschulwechsel nicht zu teuer bezahlt. Solange man jung ist, soll man diese Möglichkeiten nützen, denn später hat man sie nicht mehr.

Das sind die allgemeinen Möglichkeiten, beim Hochschulstudium den eigenen Horizont zu erweitern, neue Horizonte sich zu erschließen. Im einzelnen gibt es ungezählte Gelegenheiten dazu. Die ganze Studienzeit, wenn sie richtig genutzt wird, ist ja voll abenteuerlicher Entdeck-

lungen Eine, die uns Südtiroler besonders betrifft, möchte ich das Abenteuer der Sprache nennen. Daß wir Südtiroler besondere sprachliche Schwierigkeiten haben, ist ein offenes Geheimnis. Zwar lernen wir auf der Schule Deutsch, wir lernen deutsche Aufsätze schreiben, bringen es darin aber nicht sehr weit. Was wir beim Betreten der Universität besonders vermissen, ist eine Sprecherziehung. Hemmungen im sprachlichen Ausdruck bereiten uns sehr große Schwierigkeiten. Bei Proseminaren und Seminaren, bei Prüfungen, bei Diskussionen, überall wo es um die Gewandtheit im sprachlichen Ausdruck geht, sind wir im Hintertreffen. Deshalb gehört das Bemühen um die Sprache zu den vorzüglichsten Aufgaben des Südtiroler Hochschülers. Und in diesem Bemühen erschließen sich ihm nicht zuletzt geistige Horizonte. Denn in der Sprache ist der Geist gegenwärtig, in der Sprache erschließt er sich. Der sprachliche Ausdruck gehört auch notwendig zur geforderten Kritikfähigkeit des Akademikers. Was man sprachlich nicht artikulieren kann, das hat man letztlich auch nicht richtig durchdacht. Und die Fähigkeit, alles einer fundierten Kritik zu unterziehen, muß den Akademiker auszeichnen. Diese Kritik darf nicht mit Polemik verwechselt werden, welche im Gegenteil gerade von der Unfähigkeit zur Kritik zeugt. Was man nicht mit sachlichen Gründen widerlegen kann, greift man gern in unsachlicher und affektgeladener Polemik an.

Die Fähigkeit zur kritischen Auseinandersetzung setzt voraus, daß der Hochschüler zunächst einmal Augen und Ohren aufmacht und möglichst viele Meinungen und Anschauungen kennenlernt, um sie mit der eigenen Überzeugung zu konfrontieren. Hier stellt man die Weichen nie zu weit. Es gilt heute zum Beispiel für den Katholiken, mit den Angehörigen anderer Konfessionen, anderer Weltanschauungen, ins Gespräch zu treten. Wie oft kann man heute im Zusammenhang mit den ökumenischen Bestrebungen die Klage hören, daß man bisher eigentlich nie miteinander gesprochen habe, daß man sich nicht bemüht habe, sich mit dem Glaubensgut und den Überzeugungen der anderen zu beschäftigen. Das einzige Bestreben war darauf gerichtet, die eigene Position zu befestigen, sie — im wörtlichen Sinne — zu einer unangreifbaren Festung auszubauen. Es ist haarsträubend, mit welcher Unwissenheit und unsachlichen Argumenten, die gar keine Argumente sind, in unserem Lande andere Weltanschauungen als die katholische verketzert werden. Man hat manchmal den Eindruck, daß der reine Stumpfsinn zum moralischen Prinzip erhoben wird. Das ist nichts als geistige Bequemlichkeit und Trägheit! Jeder Mensch, besonders jeder Akademiker kann beitragen, solche alten eingefleischten Vorurteile abzubauen.

Wenn der Südtiroler Hochschüler seine Studienzeit gut genutzt hat, so kann er bis zum Studienabschluß nicht nur ein gut ausgebildeter Jurist, Arzt, Philologe usw. werden, sondern auch ein gewandter und weltoffener Mensch, der die Dinge in ihrem richtigen Verhältnis zueinander sieht, der eine gewisse Distanz auch zu den brennendsten Fragen bewahrt. So kann er seine Aufgabe, die seiner in Südtirol wartet, auch bestens erfüllen. Für mich ist nicht jener der ideale Akademiker für Südtirol, der seine Meinung von der Matura bis zum Doktor oder Ingenieur nicht geändert hat, sondern der sich um eine fundierte Meinung bemüht hat und neben der eigenen auch andere Meinungen anerkennt. Wir stehen in Südtirol vor dem Entstehen einer pluralistischen Gesellschaft. Die monolithischen Blöcke zerbröckeln. Da kommt es auf die Festigkeit der Meinung jedes einzelnen an. Es gibt heute bei uns noch sehr viel Mitläufertum sowohl im religiösen als

auch im politischen Bereich. Die pluralistische Gesellschaft, die unweigerlich im Kommen ist, muß gelernt werden. Das geht nicht ohne Anstrengung. Der Akademiker wird hier mit gutem Beispiel vorangehen. Es gibt in Südtirol heute noch sehr wenig ehrliche und offene Diskussionen, aber viel Polemik. Man sollte es nicht für wahr halten, aber es ist eine Tatsache, daß es noch Pfarrer gibt, die Martin Luther als einen Teufel hinstellen. Der Wandel des Lutherbildes geht bei uns sehr langsam vor sich. «Lutherisch» ist bei uns noch durchwegs ein Synonym für ungläubig. Es ist ein Schimpfwort wie das Wort «Jud» ein Schimpfwort für einen schlimmen Geschäftsmacher ist.

Will die Akademikerschaft ihren Anspruch, geistige Elite zu sein, rechtfertigen, so muß sie dies durch die Tat beweisen. Sie muß in erster Linie zeigen, daß sie bereit ist, die geistige Trägheit abzulegen, daß sie in der geistigen Auseinandersetzung korrekt und fair sein kann, daß sie den ehrlichen Versuch macht, sich gegenseitig in der Sache zu überzeugen und hinter der anderen Meinung und Überzeugung auch den Menschen zu sehen, der sie vertritt. Es darf nicht immer darum gehen, den Gegner «fertigmachen», sondern ihn zu überzeugen und ihn auch dann zu respektieren, wenn diese Überzeugung nicht gelingt. Zum Akademiker gehört vor allem auch eine gewisse Dosis Humor. Da er ja auf Grund seines Studiums ein Mensch mit einem umfangreichen und tiefen Wissen geworden ist und sich so einen weiten Horizont eröffnet hat, sollte man von ihm verlangen können, daß er einen gewissen humorvollen Abstand zu den Dingen besitzt. Diese Fähigkeit ist bei uns noch sehr wenig ausgebildet, kann aber das menschliche Zusammenleben wesentlich erleichtern. Die Reibungsflächen, auf die der Akademiker nach Abschluß seines Studiums in Südtirol trifft, sind sehr zahlreich, vor allem für den, der sich um die Erweiterung seines Horizontes besonders bemüht hat. Südtirol ist klein und es gibt sehr viel Kleinlichkeit. Es ist für einen Akademiker, der aus der «großen Welt» kommt, nicht leicht, sich in diesen Verhältnissen zurechtzufinden und sich wohlfühlen. Aber jeder kann und soll — und die Bemühung wird sich lohnen — sich darum bemühen, die geistig enge Atmosphäre aufzuheben. Nicht Kapitulation ist die richtige Reaktion, sondern Auseinandersetzung. Nicht die geistig wachen Akademiker schaden unserer Heimat, auch wenn sie eine andere Meinung vertreten als es die gegenwärtig gebilligte ist, sondern die trägen und bequemen, die den Schwierigkeiten aus dem Wege gehen wollen. Denn Trägheit ist das schlimmste Übel auf dem Schlachtfelde des Geistes.

Ich bin mir dessen bewußt, daß vieles in dem vorliegenden Beitrag recht einseitig klingt und auch einseitig ist. Man könnte an vielen Dingen eine andere, vielleicht positivere Seite aufdecken. Die Einseitigkeit ist um der Provokation willen geschehen.



Liebe Kolleginnen!
Liebe Kollegen!

Als neuer Präsident unserer Südtiroler Hochschülerschaft möchte ich hier nicht mit einem fixen Programm von zweifelhaftem Wert langweilen. Trotzdem liegt mir daran, einige grundsätzliche Erwägungen auszusprechen, die meiner Ansicht nach beachtet werden müßten, wenn unsere Organisation auch in Zukunft den Zweck, für den sie vor einem Jahrzehnt geschaffen wurde, erfüllen und in gewisser Hinsicht noch vollkommener erfüllen sollte. Diesen Zweck möchte ich kurz so zusammenfassen: unsere Aufgabe war und wird es sein, dafür zu arbeiten, daß unsere Hochschüler während ihrer Studienzeit ein solches Maß an allgemeiner und fachlicher Bildung erwerben, das sie morgen dazu befähigen soll, unserem Lande als Akademiker jenes Rückgrat zu sein, das für den Bestand und die weitere Lebensfähigkeit unserer Volksgruppe notwendig ist.

Hält man sich dieses Ziel vor Augen, so wird klar, daß es für die Zukunft von ganz besonderer Bedeutung sein wird, die Tätigkeit an den einzelnen Hochschulorten den in letzter Zeit vielfach gewandelten Arbeitsbedingungen anzupassen und in der Folge eine Intensivierung dieser Tätigkeit zu versuchen. Als Grund für die gänzlich neue Situation, die es zu meistern gilt, würde ich ohne Zögern das starke Anwachsen der Mitgliederzahl unserer Organisation angeben. Nach den jüngsten Statistiken scheinen mindestens zehn Hochschulgruppen die nötige Stärke für eine geordnete und wirksame Gruppenarbeit erreicht zu haben. Ich glaube, nicht beleidigend zu wirken, wenn ich behaupte, daß lange nicht alle diese Hochschulgruppen auf vollen Touren laufen und jenes Maß an »Wirksamkeit« aufweisen, das mit einiger Umstellung erreicht werden könnte. Wenn man bedenkt, daß an fast 50 Hochschulorten Südtiroler studieren, daß sich aber mehr als 90% unserer Mitglieder auf die erwähnten zehn Hochschulorte konzentrieren (namentlich: Innsbruck, Wien, Graz, München, Padua, Florenz, Mailand, Rom, Bologna, Venedig), so ergibt sich, daß die erforderliche Neugestaltung der Gruppenarbeit verhältnismäßig recht lohnend sein müßte. Eine genauere, nach Umständen trendende Untersuchung sei mir, ob der grundlegenden Wichtigkeit dieses Punktes, gestattet.

Für die großen österreichischen Hochschulgruppen ergibt sich, daß sie schon seit der Gründung der Organisation in vollem Umfang arbeiten, doch treten in steigendem Maße zentripetale Kräfte in Erscheinung. Es ist sicherlich sehr schwierig, einen losen Haufen von weit über hundert Kollegen verschiedener Fachrichtungen zusammenzuhalten. Die Bemühungen der Verbindungsmänner, durch allgemein bildende Vorträge die Leute wenigstens ab und zu zusammenzubekommen, sind zu begrüßen und es läßt sich nur hoffen, daß diese Initiative auch in Zukunft Fortsetzung erfahren werde. Die Erfahrung hat aber gezeigt, daß diese Form der Erfassung der Mitglieder nicht jenen vollen Erfolg gebracht hat, den man sich erhoffen hätte können: eine ganze Reihe von verhärteten Einzelgängern hat sich immer wieder ferngehalten; um auch sie erreichen zu können, sollte man vielleicht individuellere Wege einschlagen und im Rahmen der Südtiroler Hochschülerschaft kleinere

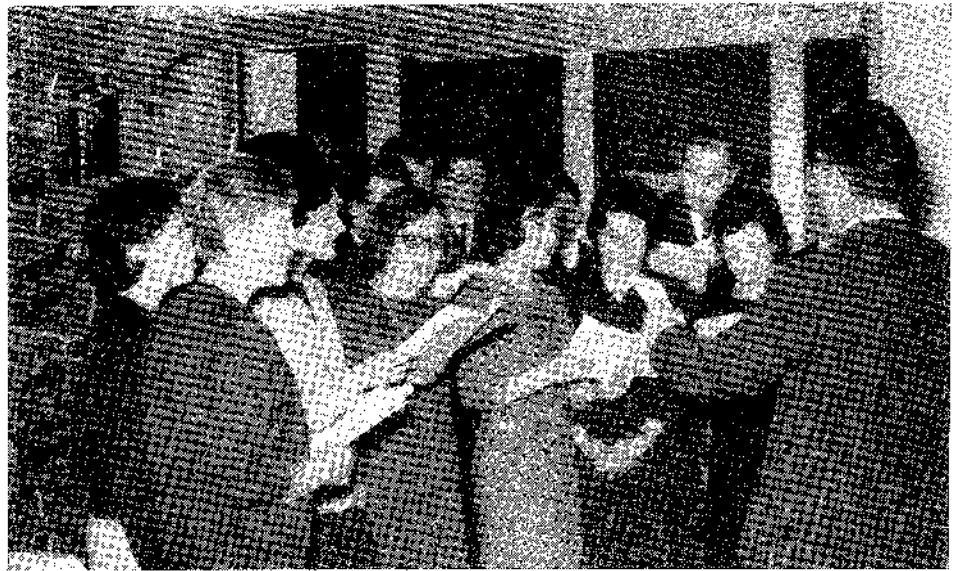
Arbeitsgruppen bilden. Dieser Vorschlag muß erst noch durchdacht werden, und als Vorschlag soll er auch zur Diskussion gestellt werden. So könnte ich mir zum Beispiel denken, daß es möglich sein müßte, auf den Boden der Südtiroler Hochschülerschaft im Kreise einer Gruppe Interessierter religiöse Bildungsarbeit durchzuführen. Das von Hochw. Rieser aus Innsbruck bei der letzten Vollversammlung erläuterte Arbeitskonzept ließe sich im wesentlichen ohne Schwierigkeiten mit der angeregten Arbeitsweise vereinbaren. Für alle österreichischen und deutschen Hochschulgruppen müßte der Grundsatz, jede Abkapselung zu vermeiden, allgemeine Bedeutung haben. Die Hochschülerschaft und ihre Gemeinschaftsräume sollten gewissermaßen nur das Sprungbrett sein, über das unsere Mitglieder vollen Zugang zu den Menschen und zur Kultur des deutschsprachigen Binnenlandes zu finden hätten. Die Initiative dieses Anschlusses darf nicht der Aktivität jedes einzelnen überlassen werden; vielmehr haben die Gruppen unserer Hochschülerschaft in dieser Hinsicht entschieden fördernde Wirkung auszuüben.

Grundverschieden ist die Lage, in der die Hochschulgruppen an den italienischen Hochschulorten zu arbeiten haben. Dort ist der einzelne stündlich in der Lage, fremde Menschen und fremde Kultur zu erleben. Dieses Erlebnis der einzelnen soll in seinem Wert nicht geschmälert werden, doch wäre es ziemlich gefährlich zu behaupten, auch hier hätte die Südtiroler Hochschülerschaft als Katalysator zu wirken. Wer fünf und mehr Jahre, noch dazu im fruchtbarsten Alter, in fremder Umgebung heranreift, der braucht nichts dringender als einen »Ausgleich«. Ihm muß man ein Stück Raum sichern, in dem er sich im wahrsten Sinn des Wortes daheim fühlen kann; er benötigt den häufigen Verkehr mit Menschen, die seine Sprache sprechen und seine Gedanken denken. Er braucht, kurz ausgedrückt, ein Stück Heimat, einen Hauch Intimsphäre. Leider fehlt mehreren italienischen Hochschulgruppen noch ein solcher, sei es auch nur ein winziger, Gemeinschaftsraum. Es wird — meiner Auffassung nach — geradezu lebenswichtig sein, diesen Gruppen bei der Beschaffung eines solchen Gemeinschaftsraumes zu helfen. Wenn diese Grundbedingung erfüllt sein wird, dürfte es keine Schwierigkeiten mehr geben, auch in Italien für das am Anfang formulierte Ziel unserer Hochschülerschaft zu arbeiten. Auch kleinere Hochschulgruppen könnten Referenten aus der Heimat zu Vorträgen einladen. Deutsche Zeitungen und Zeitschriften würden das ihrige dazu beitragen, daß niemand mehr seine Studienjahre in geistiger Isolierung verbringen müßte.

Ein weiterer Punkt erscheint mir besonders erwähnenswert. Mit allem Nachdruck soll in Zukunft weiter versucht werden, in der Frage der Anerkennung der deutschen Studientitel durch Italien vorwärtszukommen. Der Vorstand hat den im Vorjahr für diese Aufgabe eigens bestimmten Sonderreferenten für das laufende Arbeitsjahr einstimmig wiederbestellt und damit erneut die besondere Wichtigkeit der begonnenen und fortzuführenden Initiative unterstrichen.

Noch ein Anliegen liegt mir zu guter Letzt am Herzen. Wenn wir als Jugendorganisation grundsätzlich starken Wandlungen unterworfen sind, und wenn wir aus unserer besonderen Lage heraus ein verstärktes Maß an Geschmeidigkeit nötig haben dürften, so möchte ich unmißverständlich eines betonen und gewissen gegenteiligen Tendenzen entgegenwirken: keine Abenteuer und keine Experimente! Dem einzelnen steht es frei, eine Fülle von Möglichkeiten durchzudenken und, so ihm daran liegt, tatsächlich durchzuspielen. Eine Organisation hingegen kann ungefährdet nur den engen Rahmen der realen Gegebenheiten ausschreiten. Hier soll nicht der Reiz geleugnet werden, der jedes Hasardspiel so ungemein spannend macht. Gefährlich und ungerecht wäre es aber, wenn einer eben diesen Reiz für sich wollte, anderen aber das Risiko seines Spieles auflasten möchte, seien diese anderen nun ein Volk, eine Gemeinschaft oder auch nur ein Verein wie unsere Südtiroler Hochschülerschaft.

Heinz Zanon



(Folgender Bericht stützt sich auf das etwas lakonische Protokoll der Versammlung, auf den Bericht aus den »Dolomiten« und persönliche Eindrücke und Erinnerungen.)

Am 22. Dezember 1965 hielt die Südtiroler Hochschülerschaft in Bozen ihre XI. ordentliche Vollversammlung ab. Wie gewöhnlich (auch bei den Behörden scheint sich das schon herumgesprochen zu haben) mußte der pünktliche Beginn akademischen Gebräuchen weichen, aber immerhin konnten wir mit nur etwa drei Viertelstunden Verspätung anfangen.

Der scheidende Präsident Alois Durnwalder begrüßte Gäste und Studenten und eröffnete die Versammlung. Nach Genehmigung der Tagesordnung schlägt Durnwalder Dr. Christoph Pan als Vorsitzenden der Versammlung vor, was durch Akklamation bestätigt wird. Ebenso werden Protokollführer und Stimmzähler gewählt. Grußworte der Ehrengäste sollen erst nach Verlesung des Rechenschaftsberichtes eingeflochten werden, also beginnt Durnwalder sofort mit dem Tätigkeits- und Finanzbericht. Dabei werden insbesondere die Punkte Dietenheim, Meraner Hochschulwochen-Maturantenberatung, »Skolast«, Wegweiser für Maturanten (immer noch in fieri), Studienstipendien und Studientitel-Anerkennung, Sport und gesellschaftliche Veranstaltungen, allgemeine Verwaltung und Sekretariat (mit gebührendem Dankesapplaus für Herrn Lanziner), Statistik, Hochschulorte (Tätigkeit, Zahlen, Bedeutung usw.), Wettbewerbe (nicht viel los), Jubiläumssfeier am 26. Dezember behandelt. Schließlich dankt Durnwalder allen Vorstandsmitgliedern, Verbindungsleuten und Studientitel-Referenten und insbesondere den Behörden und öffentlichen Stellen, sowie den Gönnern und Förderern der SH im In- und Ausland. Anschließend gibt Veit Wenter eine Übersicht über die finanzielle Lage, die verhältnismäßig günstig aussieht. Der Aufsichtsrat, der nun zu Wort kommt, äußert sich im allgemeinen positiv, im einzelnen Kritik an den Ausgaben für »Skolasten« und Vorstandsspesen (Bruno Hosp). Daraufhin wird der Vorstand durch Handaufhebung entlastet, bei nur einer Ge-

genstimmte (ein besonders scharfsinniger Kollege fürchtete, daß ohne Opposition um der Opposition willen die Demokratie nicht gerettet wäre) und 5 Enthaltungen. Diskutiert wird erst später, inzwischen wird vor allem abgestimmt...

Bei dieser Gelegenheit wird die Zahl der Anwesenden (177) und jener festgestellt, die sich durch andere vertreten ließen (144).

Der Vorstand ist also entlastet und der Vorsitzende kann die Gäste einladen, ihr Grußwort zu sprechen. Anwesend sind u. a. Senator Dr. Sand, Altensator Dr. v. Braitenberg, die Abgeordneten Diefl und Ing. Vaja, Assessor Dr. Zelger, die Landtagsabgeordneten Posch und später Frl. Gebert und Dr. Jenny, schließlich kommt noch hochw. Msgr. Heinrich Forer. Schriftlich haben ihre Grüße übermittelt: Altensator Dr. Raffener, der Landeshauptmann Dr. Magnago, der Kulturreferent Dr. Senn (Innsbruck). Hochw. P. Rieser SJ aus Innsbruck ist auch anwesend.

Zuerst kommt Dr. Anton Zelger zu Wort, der nach allgemeineren Ausführungen über das Programm der SH (mit dem er zufrieden ist, wenn auch nicht immer alles in so kurzer Zeit verwirklicht werden konnte) auch auf einzelne Fragen näher eingeht. Er verfolgt die Tätigkeit der SH mit besonderem Interesse und steht stets gerne zur Verfügung. Besonders freue ihn die große Zahl der Teilnehmer an der Vollversammlung. Über die möglichen Handlungsbereiche der Südtiroler Hochschülerschaft äußerte sich der Vize-Assessor eher skeptisch: er sehe nicht recht, wie sich die Hochschüler (außer in kultureller Weise am Studienort und durch Dietenheim und die Meraner Hochschulwochen in der Heimat) sonst noch in Südtirol betätigen oder irgendeinen Einfluß ausüben könnten. Besonders äußerte er seine Zweifel, ob die SH berufen und geeignet sei, bei der Maturantenberatung und den Studientitelverhandlungen wirksam mitzuarbeiten, da sie doch oft eine vereinfachende Sicht mancher Probleme hätte.

Die Tätigkeit an den Hochschulorten lasse besonders in Italien manchmal zu wünschen übrig, vielleicht könnte hier noch mehr geleistet werden. Der Asses-

vor erklärt sich schließlich selbst bereit, auf Wunsch an einige Hochschulorte zu kommen und mit uns über kulturelle und Schulfragen unseres Landes zu sprechen. Schließlich noch wünscht er uns gute Zusammenarbeit und regt an, untereinander trotz gelegentlicher Meinungsverschiedenheit gut zusammenzuhalten. Er selbst habe im scheidenden Vorstand einen guten Partner gefunden.

Nach Dr. Zelger richten noch Landtagsabg. Pepi Posch und Abg. Ing. Vaja einige Worte an die Versammlung. Besonders angenehm sei dabei Herr Posch auf (den Durnwalder freundschaftlich zum Dr. h. c. ernannt hatte), der den Titelertum sofort klarstellte und uns damit auch an die Verantwortung erinnerte, die unser Studium (das wir — zum Unterschied von vielen anderen — durchmachen dürfen) uns aufgibt.

Der Hochschulseisorgere von Innsbruck, P. Dr. Herbert Rieser SJ, hält ein kurzes Referat über die Hochschulseisorge (die auch in Südtirol noch viel Fragen zu beantworten hat), wobei er besonders die Lage in Innsbruck beleuchtet. Vielleicht darf dazu bemerkt werden, daß die SH in Innsbruck wohl allzusehr als automatische Glied der Katholischen Hochschulgemeinde angesehen wird. Jedenfalls boten die Ausführungen P. Riesers Gelegenheit zum Nachdenken über dieses Problem.

Es wird nun zur Wahl übergegangen: Zuerst verliest der Vorsitzende kurz die Bestimmungen der Wahlordnung, dann werden die Kandidaten summarisch vorgestellt und schließlich findet der erste Wahlgang (Vorstand) statt. Währenddessen soll auch über die Tagesordnung diskutiert werden, was natürlich — wenigstens anfangs — technische Schwierigkeiten ergibt. Alexander Langer fragt den Vorstand, warum diesmal zur Vollversammlung keine Vertreter der italienischen Studentenschaft eingeladen sind. Durnwalder antwortet, daß eine solche Einladung erstens schon anlässlich der Tagungen in Dietsheim und Meran ergangen sei (an wen?) und es zweitens nicht günstig scheine, zu solchen internen Veranstaltungen auch Außenstehende einzuladen. (Beifall aus manchen Reihen.) Ein Kollege (wer?) erkundigte sich, warum bei den Meraner Hochschulwochen das Theaterstück ausgefallen ist. Durnwalder erklärt, es hätten zwei Stücke vorgelegen, davon sei jenes von Guarda gewählt worden. Allerdings sei es in Bozen und in der Hochschulgruppe Wien nicht gelungen, die Spieler dafür zu finden, schließlich fand sich eine Gruppe, die sogar bis zu den Proben vordrang. Plötzlich aber habe sich der Hauptdarsteller zurückgezogen, darum sei es ausgefallen. Durnwalder behauptet, die Meinung Dr. Seuns über das Stück und die Opportunität, es aufzuführen oder nicht, sei dabei nicht maßgebend gewesen. Siegfried Stuffer findet es immerhin unkorrekt, daß das Stück einer Art Zensur unterworfen worden sei, ohne den Autor davon zu verständigen. Ein anderer (mir wieder unbekannter) Kollege möchte wissen, warum der Vorstand heuer so viel ausgegeben hat. Durnwalder erklärt das durch die allgemeine Teuerung und im besonderen durch Buchungsfragen, die es mit sich brächten, daß viele Ausgaben, die eigentlich unter das Sekretariat fielen, in seinem Ressort gebucht worden seien.

Unterdessen werden die Ergebnisse des ersten Wahlganges bekanntgegeben und der zweite (Vorstand und Aufsichtsrat) wickelt sich ab. Die Diskussion geht weiter und wird besonders bewegt, sobald die Hochschulwochen in Meran zur Sprache kommen. Alex Brenner möchte wissen, wie eigentlich das Programm zustande kommt (überhaupt spielt sich die Diskussion vorwiegend zwischen dem

Vorstand einerseits — Durnwalder, Waldthaler bes. — und Brenner, Langer, Zeno und Matthias Abram, Albert Mayr und Siegfried Stuffer ab). Durnwalder nennt das Kulturinstitut und Prof. Thurnher als wesentlich in der Programmgestaltung, die SH habe nur beratend Einfluß. Im einzelnen werden die Fragen aufgeworfen, wer denn eigentlich die Hochschulwochen finanziere (Brenner), warum immer nur Professoren bestimmter Länder (Deutschland, Österreich) und bestimmter Geistesrichtungen gehört würden, obwohl das Thema fast immer Europa sei (Brenner, Mayr, Abram, Langer) und ob sich nicht überhaupt in dieser Frage ein größerer Einfluß der SH geltend machen ließe (die vorigen und Stuffer). Schließlich wird von Abram und Langer eine Motion eingebracht, durch die der neue Vorstand aufgefordert wird, sich zu verwenden, daß den Hochschülern in Auswahl und Gestaltung des Programms der Hochschulwochen größerer Einfluß eingeräumt werde, denn nur so könnten die Hochschulwochen ihrer echten Aufgabe entsprechen, ohne irgendeinen ideologischen Druck auszuüben (Matthias Abram) und nur so könne auch der Besuch vonseiten der Südtiroler Studenten angemessen zunehmen. Die Motion wird bei 6 Gegenstimmen und 17 Enthaltungen angenommen. Zu einer eingehenden Diskussion, ob die Hochschülerschaft Interesse habe, auch andere als deutschsprachige Professoren zu hören, kommt es nicht. Eine diesbezüglich Frage Heinz Zanons fällt ins Leere, ebenso die Anregung, eventuell eine neue Veranstaltung zu organisieren, wenn die Hochschulwochen nicht entsprechen (Brenner; Joachim M. Bonell weist auf Dietsheim hin).

Der Weihbischof Exz. Forer überbringt die Grüße des Bischofs der Diözese, Exz. Dr. Gargitter, und bringt der Versammlung seine herzlichen Worte und Wünsche für eine segensreiches Weihnachtsfest und Neues Jahr. Er verabschiedet sich.

Schließlich muß noch — nachdem der endgültige Ausgang der Wahl bekanntgegeben ist und wir mit Befriedigung und Staunen das erste Mal ein Mädchen im Vorstand vorfinden — die Änderung der Wahlordnung besprochen und gewählt werden: eine langwierige Prozedur, die aber schließlich für das Statut der SH in einigen Punkten verfassungsändernd wurde und darum besondere Mehrheit erforderte. Da es schon spät ist, geht es ziemlich rasch ab und wird schließlich in Wortlaut angenommen, den der Vorstand vorbereitet hat.

Endlich sollte es noch zur Diskussion über «Allfälliges» kommen. Wie üblich, hat sich ein Großteil der Studenten schon verflüchtigt, da es immer hin schon 13.30 Uhr ist. Trotzdem wird ein bescheidener Versuch unternommen; Langer nimmt noch auf die Worte Dr. Zelgers Beziehung und widerspricht teilweise, indem er behauptet, der Südtiroler Hochschüler dürfe sich nicht auf die vom Assessor aufgezeigte Tätigkeit beschränken, sondern müsse sich mit den Problemen Südtirols ständig und konstruktiv auseinandersetzen, besonders auch durch Mitarbeit am «Skolasten». Stuffer stimmt bei und bietet um Artikel; er sei als Pressereferent nie gezwungen gewesen, irgendeinen Artikel zurückzuweisen, also bestehe auch die Möglichkeit zu einer freien Meinungsäußerung. In diesem Sinne (auch für eine objektivere Einstellung des Südtiroler Hochschülers zu den Fragen und Meinungsverschiedenheiten in unserer Heimat und eine echte, vorurteilslose Teilnahme am öffentlichen Leben und deren Auseinandersetzungen) äußern sich auch Abram und Brenner. Schließlich wird noch bedauert, daß die Vollversammlung nur einmal jährlich und dort nur so kurz Gelegenheit zu einer solchen Aussprache biete (und auch dort dann noch über

Wahlordnung diskutiert werde). Doktor Pan schlägt deshalb vor, im nächsten Jahr die Sitzung besser einzuteilen (Vor- und Nachmittag mit rechtzeitiger Unterbrechung). Ende der Vormittagssitzung: das Volk strömt zu den Fleischtopfen. Am Nachmittag treffen wir uns wieder beim «Greif»: inzwischen hat der Vorstand überraschend schnell Heinz Zanon zum Präsidenten der SH gewählt. Sängerkrieg (gestritten wurde nicht, da nur eine Gruppe teilnahm) und Prämierung der Photos und Lichtbilder waren die letzten offiziellen Programmpunkte. Dann begann es langsam gemütlich zu werden...

Alexander Langer (Florenz)

Anschriften der Vorstandsmitglieder 1966

ZANON Heinz,

Präsident, geb. in Meran am 10. 6. 1944, Meran, Sibyllenstr. 31, Padua, via Marzolo 6, Studienfah. Fasolato, studiert in Padua - Rechtswissenschaften.

DURNWALDER Alois,

Alt-Präsident, geb. in Pfälzen am 23. 9. 1941, Kians, Oberwälder 44, Wien XIX, Döblinger Hauptstr. 55, studiert in Wien - Agrarwissenschaften.

BONELL Mich. Joach.,

Referent für Studientitellangelegenheiten in Italien, geb. in Klobenstein am 1. 4. 1945, Bozen, Mancistr. 25, Rom, Piazza Buenos Aires 20 c/a Dott. Martinis, studiert in Rom - Rechtswissenschaften.

FIORESCHY Gerlinde v.,

Ref. für int. Vereinsangelegenheiten und Finanzen, geb. in Baden/Wien am 30. 6. 1944, Bozen, Dominikanerplatz 35, Wien IV, Fürchgasse 10, Graf Stadenberg, studiert in Wien - Medizin.

REGELE Ludw. Walter,

Referent für Studientitellangelegenheiten Deutschlands, geb. am 25. 7. 1944 in Bayschzell, Bozen, Virgiliustr. 9, München, Theresienstraße 47/1, studiert in München - Rechtswissenschaften.

TOMASI Leo,

Referent für sportl. und gesellige Veranstaltungen, geb. am 26. 6. 1943 in Bozen, Bozen, Italienstraße 31, Graz, Schützenhofgasse 10/11 bei Jettmer, studiert in Graz - Technik, Architektur.

STUFFER Siegfried,

Kulturreferent, geb. in Brixen am 2. 6. 1937, Brixen, Trallengasse 4, Innsbruck, Höflingergasse 26/1, studiert in Innsbruck - Germanistik, Geschichte.

WALDTHALER Armin,

Referent für soziale Angelegenheiten, geb. in Bozen am 26. 4. 1942, Bozen, Runkelschneistraße 5/A, Innsbruck, Haspingerstraße 2, studiert in Innsbruck - Medizin.

ZELGER Josef,

Pressereferent, geb. in Sierzing am 2. 2. 1940, Sierzing, Neustadt 162, Innsbruck, Tempelstraße 9, studiert in Innsbruck - Philosophie.

Mitglieder des Aufsichtsrates:

KÖSSLER Josef,

geb. in Innsbruck am 28. 8. 1942, St. Pauls-Eppan, Haus Nr. 15, Innsbruck, Burggraben 31/1, Sillstraße, studiert in Innsbruck - Medizin.

NIEDERWIESER Georg,

geb. in St. Georgen/Bruneck am 16. 4. 1941, St. Georgen bei Bruneck, Haus Nr. 15, Wien I, Fürchgasse 10, studiert in Wien - Architektur.

SALFNER Hans,

geb. in Avio/Tn am 29. 12. 1940, Meran, Majistraße 14, Padua, via Carlo Dallari 4, studiert in Padua - Rechtswissenschaften.

fr. eccel

ING. FR. ECCEL, BOZEN, LAUBEN 45 - SPEZIALHAUS FÜR INNENAUSSTATTUNG

TEPPICHE
VORHANG-
U. MÜBEL-
STOFFE

LAUFER
TEPPICH-
BODEN

M Ü B E L



Neuerscheinung!

Das Hausbuch der Tiroler Dichtung

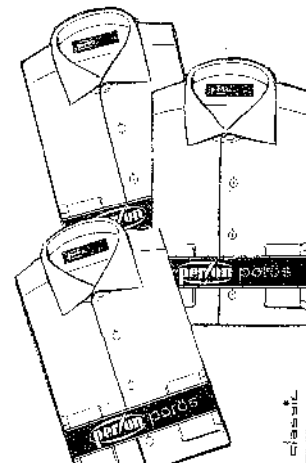
Ausgewählt von **Ambros Mayr**
Eine Anthologie.
Verlag Tyrolia, 644 Seiten, Lire 4.000.

Eine Auswahl der Tiroler Dichtung von der Zeit des mittelalterlichen Spielmanns bis heute, mit einer großangelegten Schau über das Wachsen des Schrifttums, den Wandel der Dichtung in Form und Gehalt und das eigenständig Charakteristische der Tiroler Literatur.

Im Anhang ist eine literaturhistorische Übersicht von Dr. Hermann Lechner. In dieser werden die mit Proben vorgestellten Dichter im Zusammenhang der Entwicklung gezeigt, Daten angegeben und Werke charakterisiert.

Das Hausbuch ist daher eine wertvolle Tyrolensie für jede Hausbücherei und jede Schulbibliothek.

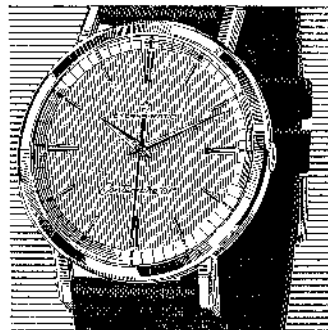
Erhältlich in den „ATHESIA“-Buchhandlungen Bozen, Meran, Brixen, Bruneck, Sferzing, Schlanders



peron
porös
Bügelfrei
auf
Lebens-
dauer

ETERNA::MATIC

Centenaire



PORNbacher

BOZEN

SPISS

**BOZEN
LAUBEN 9**

RAI BOZEN sucht fixes Personal und freie Mitarbeiter für die Programmgestaltung. Anmeldungen an die Programmabteilung des Senders Bozen.

Herausgeber: Südtiroler Hochschülerschaft. Redaktion: Pepi Zelger. Verantwortlich für den Inhalt: Dr. Rainer Seherich. — Klischees: Ernst Perfl. — Druck: Athesia. Bozen. Verwaltung: Südtiroler Hochschülerschaft, Bozen, Dr.-Streiter-Gasse 20/II. — Eintragung: Tribunal Bozen R. St. I/56. Dekret vom 18. Juni 1956. — Der Fahrende Skolast — Südtiroler Hochschülerzeitung. — Jahresabonnement 800 Lire. Sped. in abb. post. — Gruppo IV